

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de .



Das PDF wurde erstellt am: 29.06.2025, 22:05 Uhr.

Gerhard Ringeling

Die schöne Gesine : Roman

Berlin: Wichern-Verlag, 1936

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1899553614>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext



Gerhard Ringeling

Die schöne Gesine

Roman

1936

Im Wichern-Verlag

Berlin

Einbandentwurf von Christian Nietsche
Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Mörblingen
Copyright by Wicherns Verlag/Berlin/Spandau
Erste Auflage 1936



Die schöne Gefine

Meiner Frau

Anno 1712 vor dem Gefecht von Gadebusch hatte es einen jähen und überstürzten Aufbruch der dänischen Truppen gegeben. So war das Dorf Dhlendorf verhältnismäßig gut weggekommen. Als der Troß der Steenbock'schen Dragoner unter Fluchen und zornigen Zurufen den steilen Hohlweg nach der alten Landstraße emporstiege, waren die Planwagen leer von Beutegut, und hinter ihnen im nebligen Morgendämmern brannte nur die Schulzenstelle, qualmend und von dunkelroten Flammenzungen umleckt. Doch gab es nicht viel Funkenflug, die Feuer glossten steil zum regendunklen Himmel auf. Der Wind rührte sich nicht, und so sackte das alte Gehöft still in sich zusammen, ohne daß einem der acht andern etwas geschah, die sich um den braunen Dorfteich drängten. Es war nur eine Lücke da im Kranz der mächtigen, alten Walmdächer mit den Lindenkronen ringsherum. Denn das Schulhaus, das man ein paar Jahre später dorthin baute, steht ein bißchen zu schmal und niedrig dazwischen.

Auch Johann Hinrich Boye, der Schulz, meinte, daß er alles in allem gut weggekommen sei. Zwar lag sein ältester Junge noch Fastnacht zu Bett, und das waren runde acht Wochen danach. Zuerst hatte es schlimm mit ihm ausgesehen, er hatte Blut gespuckt, denn man hatte ihn halb tot geprügelt, weil er sich für seine jüngste Schwester eingesetzt hatte. Gott weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der flachshaarige Kornett darüber zukam und die drei Bärenhäuter, die über ihn her waren, mit der flachen

Klinge regaliert hätte. Als er endlich das Haus seines Paten verließ, stand das neue Gehöft schon gerichtet, groß und stattlich, und die Krone im First ließ die bunten Bänder im Winde wehen, so lustig, als ob nicht Russe und Kosak aus dem Fürstentum herausmolken, was das Land hergab.

Im Dorf schüttelten sie die Köpfe, als der Schulze es beim Amt durchsetzte, daß er sich ausbauen durfte. Draußen, eine Viertelstunde vorm Dorf, mitten in seiner Feldmark lag das Gehöft nun. Er war der erste, der am Weg nach der Bruchmühle sich niederließ. Erst ein Menschenalter später, nach dem großen Brand, folgten ihm Peter Lenschow und Jochen Oldenburg. Aber die Boyes waren schon immer gern ihre eigenen Wege gegangen. Sie sagten, es bekäme der Wirtschaft gut, daß sie so mitten drin im Acker säßen. Das Dorf aber wußte, daß sie noch etwas anderes hinaustrieb, und das war die Jagd. Der Jagdteufel saß allen Männern vom Schulzenhose im Blute. Das Dorf war bischöfliches Tafelgut gewesen und hatte dem fröhlichen Bischof Marquardt die Jagd recht eigentlich abgelistet. Einmal im Besitz der Gerechtsame aber, hatten die zähen und griffigen Bauernfäuste es verstanden, zu wahren, was sie hatten, auch als das Bistum fürstlich wurde, und die Boyes hatten seit Menschengedenken die Jagd gepachtet.

Sei es nun, daß man sie aus der Enge des Dorfes verpflanzt hatte in die Weite und Ungehegtheit am Bruchmühlenweg, sei es, daß sie ein bißchen viel draußen lagen in Heide und Holz beim Jagen und sich so das Alleinsein angewöhnt hatten, die Boyes hielten sich bald für sich, und das Dorf empfand sie als andershaftig.

Erst waren es Kleinigkeiten, in denen man sich unterschied. So daß die draußen hohe Kniestiefel trugen, fast wie die Landgendarmen, und im Winter eine Mütze von Otternfell. Dann kam dies und das, es gab ein Spitzen und Maulen bei den Weibern, und eines Tages fiel ein Wort von dem jungen Hinrich Boye, das lief dorfum und lag wie ein Schlagbaum zwischen hüben und drüben. Eigentlich war es ein pures Mißverständnis und gar nicht böse gemeint. Das kam so: Hinrichs Onkel Stoffer war mit einer Koppel Pferde nach Emden gewesen und hatte den Ausdruck im Jevelande aufgesammelt. Er hatte ihm Spaß gemacht, denn er klang so großartig: „Ich und mein Volk“ hatte der Bauer dort gesagt. Volk aber hieß man dort das Gesinde. Und nun hatte Stoffer den Schnack heimgebracht, und weil er die andern Männer freute, so ging es bald hin und her, erst im Scherz und dann wurde Gewohnheit draus: ich und mein Volk!

Im Dorfe aber nahm man es krumm und übel. Was bildet er sich ein, der Hein achtern Knie! Wollte er sich besser dünken als sie? Das Dorf rückte zusammen. Natürlich stellte man ihn nicht zur Rede. Nur man hielt sich zurück und grüßte steif. Und es hätten nicht die hickköpfigen Boyes sein müssen, wenn sie nicht auf einen Schelmen anderthalben gesetzt hätten. Sie kamen ins Dorf fast nur, wenn der Schulzenknüppel zur Dorfversammlung rief — Wilhelm Oldenburg war nun Schulze — und trugen im übrigen die Nase steiler als je. Hinrich Boye nahm sich Meta Helms, die Tochter des Zithener Jägers zur Frau. Wenn sich mit der nächsten Generation auch das Gefühl des Feindseins verlor — es war die Zeit des Siebenjährigen Krieges, und im Lande ging es schlimm

zu – so hielten die Boyes sich doch abseits, und wenn sie schon einmal unter Menschen mußten, so sah man sie mehr in Kirchdorf als in Dhlendorf selbst. Drei Generationen hatten genügt, sie eigenwüchsig zu machen. So werden auch die Eichen, die aus den Wallhecken emporkommen und ihre zackigen Kronen frei dem Winde bieten, anders, wachsen stückiger und eigensinniger als die schieren Stämme, die in den Holzkoppeln der Dörfer dicht bei dicht stehen, glattschäftig und rank.

Es waren nicht die Männer allein, die man fast schon nach Haltung und Gebärde von den anderen Hauswirten des Fürstentums unterschied, es waren auch und fast noch mehr die Frauen. Das hing zusammen mit der Stellung, die sie auf dem Hof einnahmen, und die anders war als in allen Dörfern der Munde. Das kam nicht allein daher, daß Meta Boye eines Jägers Tochter war und daher ihrem Mann das Waidwerken nachsah als etwas, was sein gutes Recht war. Das lag auch nicht daran, daß die Boyemädchen schön, fast ein wenig zu schön waren, dunkel, großäugig, mit feinen Gelenken. Nur im Alter bekamen sie meist einen Flaum auf der Oberlippe, der sich bei manchen zu einem veritablen Bärtchen auswuchs. Nein, es lag irgendwie mit daran, daß sie den Hof regierten. Sie kommandierten das Gesinde wie ein Kerl. Dann wurden ihre dunklen Stimmen hell und hoch, und es gab keinen Knecht, der nicht parierte. Nicht daß sie gradweg die Buren anhatten, sie mußten nur den Baas spielen, weil der hinter dem Hirsch her war im Herbst und auf den roten Bock pürschte im Juni. Wenn die Männer im Dorf mißbilligend den Kopf schüttelten, die Boyes lachten nur und freuten sich ihrer Frauen und Töchter. Und den Mädchen

insonderheit gedieh es zu einem guten Gewissen, wenn sie sich sonst nicht immer im Gehege der Sitte und Ordnung des Dorfes hielten. Denn heißblütig und der Liebe hingegeben waren sie allzumal. Und doch mehr als eine von ihnen heiratete nicht. Die Jungferls hatten einen Respekt, der mit leiser Angst vor diesen stolzen, schönen Geschöpfen unterfuttert war. Und sie selbst waren hochmütig wie Komtessen und saßen randvoll Spott, wo nur von weitem ein Freier sich zeigte. Die Mädchen im Dorf haßten sie inbrünstig und hängten ihnen an, was sie konnten. Selbst als des alten Pastors Heinsius Junge mitten in den Ferien von den Eltern fortgeschickt wurde, ging Marianne Boyes Name heimlich von Mund zu Munde. Sie aber lachte nur und ging durch das Dorf rank und schlank und mit wiegenden Hüften. Sie war die einzige, die von den vier Schwestern übrig blieb. Die anderen kamen um den Schneider herum unter die Haube, beherrschten oder vergötterten ihre Männer und fanden sich alle zu Pfingsten und Neujahr regelmäßig im Elternhaus zusammen. Dort zankten sie sich oder lachten, daß das Haus voll Lärm und Lustigkeit war wie in alten Tagen.

Denn mit den Jahren war es still und stiller dort geworden. Knaben wurden selten geboren und spät. Zweimal in den letzten drei Generationen stand das Geschlecht der Boyes auf vier Augen, und auch der jetzige Bizebauer, der im Jahre 1785 geboren wurde, ist ein Nachkömmling. Er ist seinem Großvater wie aus den Augen geschnitten. So würde er wohl auch ein Verzehrter werden wie jener, raunte man im Dorfe, und kein Mehrter wie sein Vater.

Auf dem Hofe am Bruchmühlenweg ruhte ein seltsames Verhängnis. So weit man zurückdenken konnte, immer

folgte auf einen Boye, der ein Arbeiter und Sparer war, an dem Gott und die Gemeinde Freude hatte, einer, der einen Schuß Lebensfeuer zu viel mitbekommen hatte im Blut, einer, der jagte und kartete und hinter den Frauensleuten her war. Nicht, daß auch er nicht hätte arbeiten können und mögen. Alle Männer vom Boyehof waren bärenstark, obgleich untersezt und von zierlicher Gestalt. Sie waren auch nicht etwa träge. Nur gab es keine Stetigkeit in ihrem Tun. Sie hielten die Taler und Groschen nicht beieinander, und nur weil Frauenregiment immer irgendwie dort herrschte, ging es gut und stiegen die Schulden nicht ins Ungemessene. In der Wahl ihrer Frauen kamen die Männer, vielleicht auch aus einem Instinkt heraus stets an die richtige, und wo sie warben, konnte kein Mädchen Nein sagen. Gut, daß dem so war, sonst säße vielleicht kein Boye mehr auf dem Hof.

Um das Gehöft herum lief die Mauer aus rohen Findlingsblöcken, fast manns hoch. Darüber hinweg reckten sich Raßholder und Flieder. Malven wucherten im Sommer zwischen den Steinen, und jetzt im Frühling drängte die Laubnessel ihre weißen Blüten unter den Schlehdornbüschen hervor. Die Bienen summten, die Grasmücke schwakte ihre krause Strophe, und vom Dunghof her klang das Läuten der Hähne in das helle Gold der Nachmittagssonne.

Hinter dem Hause, bei den beiden Fischteichen, die braunblank und klar dalagen, hockte der alte Christopher Boye. Er hatte sich den Hackblock unter die Weide gerückt, saß mit dem Rücken gegen den Stamm und sah den blauen

Wolken seiner Pfeife nach. Seine Augen freuten sich über das Werk seiner Hände. Denn die beiden Teiche hatte er selber ausgegraben. Nun lag ihr heller Spiegel im Kranz der Weiden, wo früher eine nasse, saure Stelle gewesen war. Das Backhaus halb links war jetzt trocken. Dort wollte er nun bald wohnen, seine Zinnen betreuen und die Obstbäume aufreißen, die drüben auf der Kälberkoppel standen, schon mannhoch und mit Dorn eingebunden zum Schutz gegen die Tiere. Seine Hand, die die Asche in der Pfeife zusammendrückte, zitterte leicht, und wenn er hustete, preßte er beide Hände unter das Herz.

Der Junge sollte heiraten, er sollte sich beeilen. Seit der schweren Lungenentzündung im Herbst war es nicht mehr viel mit dem Alten. Es war auch gut, daß der Bengel den Hof kriegte. Wenn er nun selber regieren müßte und Hand anlegen, würde er wohl das verfluchte Jagen lassen. Vielleicht trieb es ihn auch nicht mehr hinaus in Rusch und Busch, wenn noch Mond und Sterne silbern am dunkeln Morgenhimmel hingen, sobald er nicht mehr allein in seinem Bett schlief. Der Alte sah stumm in die Weite. Drüben über den Hügelrand kamen von fern die Schläge der Betglocke.

„Oder auch nicht“, sagte er plötzlich laut, und sein Gesicht verfinsterte sich wie das eines Mannes, der einen Fehler in seiner Rechnung gefunden hat. Er mußte an seinen Vater denken, der lief von Haus und Hof in der hüldesten Zeit und ließ die Arbeit der Frau und ihm, dem Bierzehnjährigen. Er hatte sein Leben lang daran zu tun gehabt, zuzukleimen, wo der Alte hatte verfallen lassen. Das Haus war blank, sein Vieh war schier, wie hatte das beides ausgesehen, als er den Alten begrub!

Er spie aus, es war, als ob er noch etwas sagen wollte, aber er preßte die Lippen fest zusammen. Doch seine Gedanken liefen weiter, und seine Stirn umdüsterte sich. „Und wenn schon, um so nötiger braucht er eine tüchtige Frau“, stieß er hervor. Er erhob sich und ließ die Pfeife in der Tasche verschwinden. „Um so mehr“, murrte er noch einmal, dann ging er hinüber zum Stall und paßte dem Knecht auf, der dort Häcksel geschnitten hatte und nun zum Füttern ging.

Die Buschkoppeln von Kirchdorf lagen jenseits der Beek und stiegen den flachen Hang nach Ohlendorf hinauf. Quer über das Feld, ostwärts auf die Ohlendorfer Lannen zu lief eine hohe Wallhecke. Sie war hohl und stand über dem breiten Entwässerungsgraben, der sich in den Schatten der Weißbuchen, Pfaffenhütchen und Krüppelreihen duckte. So konnte ein Mann, ohne den Kirchsteig zu benutzen, über die Feldscheide kommen bis in den Bruchwald am Bach und weiter bis ans Dorf.

Der Waldgrund war bunt von Schlüsselblumen und Deschen. An den quelligen Gründen blühte der Lerchenzahn, und der Fichtenspargel stand in rötlich bleichen Trupps unter den Lannen. Es roch nach geschlagenem Holz, die kupferigen Stümpfe der Erlenstämme traten wie Wunden aus der rostroten Laubdecke. Auf halber Höhe des Hangs unter den Jungeichen lag ein einzelner silbergrauer Buchenstamm.

Das Mädchen hatte die Schürze mit den steif geplätteten Falten über einen Busch gehängt und saß auf Hinrich Boyes Knien eng an ihn geschmiegt. Er preßte sie immer und immer wieder an sich und streichelte ihr Haar

und ihre Schultern, wortlos, tief atmend, daß es fast wie Seufzen klang. Aus dem Dickicht hinter ihnen lockte ein Läufer voll und inbrünstig. Der einfache starke Naturlaut fiel in das Rauschen ihres Blutes, wenn sich immer wieder ihre Hände fanden oder das Mädchen aufseufzend ihren Kopf an seine Brust barg. „Du, du“, flüsterte er, und seine Stimme war dunkel und heiser vor Erregung.

Weißer Wolken zogen über den blanken Himmel. Das Rieseln und Rinnen des Baches hatte etwas Ruheloses, Aufreizendes. Als das Hämmern des Spechtes jetzt dicht hinter ihnen erscholl, fuhr das Mädchen zusammen und schrak auf. „Ich muß fort, du, komm laß mich!“ und sie griff nach ihrer Sonntagschürze. „Was hast du mich kraus gemacht, du!“ – „Noch nicht, Gesche“, bat er, „die Sonne steht noch hoch, niemand fragt nach dir jetzt.“ – „Ich muß fort“, sagte das Mädchen, ohne sich zu rühren, „und – – – Hinrich, geh nicht den Kirchsteig, sie passen dir auf. Bitte, mir zu Liebe!“

Er lachte ganz hinten in der Kehle, es war fast wie ein dunkles Knurren. „Sie werden sich hüten, Deern. Sie haben noch genug vom vorigen Mal. Deinetwegen und deines Vaters wegen geh ich den Graben entlang. Aber Gesche, wenn dein Vater nicht ja sagt, – und ich weiß, er möchte Wilhelm Wesendorf zum Eidam –.“ Er riß das Mädchen plötzlich an sich und flüsterte ihr mit unterdrückter Leidenschaft etwas zu. „Wir müssen ihn zwingen, Gesche, ich gebe dich nicht her! Auch deine Mutter mag mich nicht sehen, aber ich geb dich nicht her! Hörst du!“

Sie machte sich jäh los. Das Blut war ihr in die Stirn geschossen. „Nicht so, Hinrich, nicht mit dem Kopf durch die Wand! Sei still, der andere kriegt mich nicht. Ich hasse

ihn! Und ich weiß, was ich will. Ich will dich, du!" Noch einmal warf sie sich fest in seine Arme. Dann machte sie sich plötzlich los, fast als ob sie ihn zurückstieße, und war im nächsten Augenblick zwischen den Stämmen verschwunden.

Jasper Petersen hieß in Kirchdorf der Papenbuur, weil er seinen Hof von der Pfarre gepachtet hatte. Auch wohl, weil er sich mit dem alten Pastor Heinstus gut stand, so daß seine Tochter Gesine mit der Jüngsten des Pastors zusammen unterrichtet wurde. Er war ein großer, hagerer Mann, mit einem blassen Gesicht, in dem viele Runzeln standen. Er stammte aus dem Holsteinischen, wo er eigentlich den Hof seines Onkels hatte erben sollen. Dann aber hatte der noch in verhältnismäßig späten Jahren eine junge Frau genommen und selber einen Hof erben gewonnen.

Das hatte Jasper Petersen die Heimat verleidet, denn er fühlte sich schon ganz als der Erbe des Alten. So war er fortgezogen und hatte hier im Fürstentum eingeheiratet. Aber daß er nun als Pachtbauer und Interimswirt für seinen Stieffohn die Stelle verwaltete, das nagte ihm am Herzen. Von seiner ersten Frau hatte er Gesche, die schöne Gesche, wie sie bald in Kirchdorf und den Dörfern rundum hieß. Seine zweite Ehe blieb kinderlos, und auch das lastete auf ihm, wie er überhaupt mit den Jahren anfing, alles schwer zu nehmen. Er wurde fromm, las mit den Seinen jeden Abend die Bibel, und kein Branntwein und kein Fluch ging über seine Lippen. Seine Frau war eine tüchtige Wirtschaftlerin, sie stand sich mit ihrer Stieftochter nicht eben schlecht, aber sie war etwas wortkarg und ihr Herz hing an ihrem Sohn, der einmal den Hof übernehmen

sollte, einem hochaufgeschossenen Jungen mit langem schläfrigem Gesicht und semmelblonden Haaren. Sie nahm heimlich der Stieftochter ihre Schönheit übel, hielt sie für hoffärtig, weil sie bei den Pastorsleuten aus- und einging und weil sie, wenn sie plattdeutsch sprach, den singenden Ton der Holsteiner hatte. Im Grunde ihres Herzens verachtete sie ihren Mann und sein Kind ein wenig, sie hatten beide nicht Hab und Gut und trugen doch den Kopf so hoch, als seien sie etwas Besseres. Gesche mußte tüchtig mit heran in der Wirtschaft und das um so mehr, als bald die Jungferls hinter ihr her waren. Sie aber ließ keinen an sich heran, und ihr Blut schien noch zu schlafen, als sie längst schon eine mannbare Jungfrau war. Der Vater hatte ihr den Sohn des Bruchmüllers zgedacht, Wilhelm Wesendorf. Der war auch einer von den Stillen im Kirchspiel, schüchtern und ein wenig langsam. Er trank nicht und kartete nicht und wurde rot, wenn ein derbes Wort fiel.

Auf dem Martinimarkt in Schönberg hatten Gesine Petersen und Hinrich Boye einander zum ersten Male gesehen. Wenige Wochen später hieß es im Dorf, daß sie miteinander gingen. Die jungen Leute heulten vor Wut, daß sich der Boye das schönste Mädchen aus dem Dorfe holte, hinter dem sie alle her waren und das sie alle ausgelacht hatte. Sie sei sipp, hatte es geheißten, und mache sich nichts aus Kerls, und nun saß sie mit dem Windhund hinter dem Dornbusch, sie, die kaum einen neben sich gehen ließ auf der Straße. Was hatte der Kerl überhaupt hier im Dorfe verloren? Und dann ging er mit spöttischen Augen und pffte sich eins, so als: mir kann keiner! Sie hatten ihm aufgelauert an der Feldscheide, aber es kam nichts dabei heraus, als daß Wilhelm Wigger und noch ein anderer

zum alten Schäfer Resenhöft mußten zum Stillen. Der schüttelte den Kopf und richtete Wilhelm das Schlüsselbein ein und eine Rippe, mit der er gegen den Übersteg geflogen war.

Im übrigen, Hinrich Boye war nicht umsonst Jäger. Er hatte mehr als einen Wechsel. Und nach einem deftigen Faustkampf schmeckte das Küssen doppelt süß.

Jasper Petersen kannte sein folgsames Kind nicht wieder. Als er merkte, was gespielt wurde, hatte er sie eines Tages im Garten gestellt. Ohne Zorn, aber hart und trocken hatte er ihr gesagt, daß er sie nie auf den Boyehof geben werde. Nie! Und seine Lippen waren wie ein Strich. Das sei ein zuchtloses Haus, und den Jungen habe der Jagdteufel in den Klauen. Den Freiwerber könne der sich sparen. Gesche hatte nichts gesagt, hatte nicht geweint. Als aber ein paar Tage später der alte Wesendorf da war, hatte sie der Mutter trozig gesagt, sie nehme keinen Mehlwurm. Nicht ausstehen könne sie den laschen Bengel mit seinem Milchgesicht. Der Vater solle sich keine Mühe geben. Und als der Junge es gewagt hatte, am Sonntag zu kommen, sang sie in der Milchammer das Lied vom Mordmüller, der seinen eigenen Sohn umbrachte, und war so unausstehlich zu ihm, daß der junge Mann Tränen in den Augen hatte, als er ging. Die Mutter schalt und huckte ihr Arbeit auf von früh bis spät. Gesche griff zu. Sie murrte nicht und ließ sich nichts ankommen. Aber jede Woche traf sie sich mit dem Liebsten und ließ hernach alle Schelte von sich abrinnen, mit Augen, die entrückt waren, und heißen Wangen. Mutter Meta wurde angst, und der Vater, der getobt hatte, als sie den Müller zum Hause hinaus gegrault, lief in stummem Brüten umher. Gottes

Zorn lag sichtlich auf allem, was er anfang. Hatte er nicht sein Kind in des Herrn Furcht erzogen? War sie nicht folgsam gewesen, fleißig und gehorsam? Und nun alles wie ausgelöscht. Und dabei trug sie ihren Ungehorsam mit einer so strahlenden Fröhlichkeit, als sei nicht sie, sondern er, der Vater, im Unrecht.

Er saß in der schmalen, langgestreckten Stube und hatte die Hände im Schoß ineinandergelegt. In der Milchammer hörte er seine Frau mit Gesche schelten. Und plötzlich sprang ihn ein Gedanke an, den er längst vergessen geglaubt. Er legte die Hand über die Augen und stöhnte leise. Es war ja kein Wunder. Die Sünden der Väter — — er faltete die Hände und versuchte zu beten. Aber Morgen- und Abendsegen paßten nicht in seine Not. Er suchte nach Worten und konnte sie nicht finden.

In der Stube ward es dunkler. Nur das niedrige, breite Fenster ließ das Licht des Abends herein. Draußen hob sich das Geflecht der Zweige gegen den hellen Glanz des westlichen Himmels ab. Das Schelten der Frau war verstummt. Gesche schien fortgelaufen zu sein. Er hörte, wie die Milchfatten gerührt wurden, dann kam Meta schlurfenden Schrittes über den Flur und trat ein. Sie atmete kurz, denn sie fing an stark zu werden, und ließ sich in den Backenstuhl fallen. Es blieb eine Weile still. Dann, sich durch die Dämmerung zu ihm hintastend, kamen die Worte seiner Frau: „Du mußt nachgeben, Jasper, ich weiß nicht, wie das enden soll.“

Er gab keine Antwort. „Hörst du, Jasper, wir können es so nicht weiter treiben lassen.“ — „Ja?“ Seine Stimme klang wie aus weiter Ferne. — „Oder willst du es erleben, daß deine Tochter“ — ihm war, als schwinde ein leiser

Hohn in der Stimme — „ohne Kranz und Schleier . . .“ Er war mit einem Ruck aufgestanden: „Das . . . das ist . . .“ — „Das ist das, was kommt, wenn du nicht nachgibst. Ich kann das Mädchen nicht hüten.“ Ihre Stimmung schlug um, sie begann zu schluchzen.

„Ich will mit ihr sprechen.“ Er ging mit schweren Schritten nach draußen. In der kühlen Abendluft schauerte ihn plötzlich. Sein Herz schlug ganz langsam und schwer. Ein jäher Schwindel erfaßte ihn. Er blieb einen Augenblick stehen. Dann ging er durch den Grasgarten. Er wußte, wo er seine Tochter finden würde, und sah sie, noch ehe er sie erreicht hatte. Sie hatte die Stirn gegen den Birnbaum gelehnt, der hinter der Scheune stand, und ihre Schultern bebten vor verhaltenem Weinen.

„Gesine“, sagte er. Sie flog herum und wandte ihm das tränenüberströmte Gesicht zu. All der unbefangene Troß des Tages war weg in dieser Dämmerstunde. Er schwieg und sah sie an. Ein Erinnern stieg in ihm auf und machte ihn schwach. Wie ähnlich war sie ihrer Mutter geworden!

„Gesine“, fing er wieder an, aber das Mädchen sah ihm in die Augen, als ob ein Fremdes zwischen ihnen beiden stünde. „Ich wollte so gerne die Krone tragen an meinem Hochzeitstag“, stieß sie unter schwerem Schluchzen hervor. „Meine Mutter . . .“ sie konnte nicht weiter vor Weinen. Ihrem Vater stand das Herz still. Drohung und Klage, er hatte beides verstanden, und eine lähmende Angst saß ihm in den Kniekehlen. Sein Kopf sank auf die Brust.

„Sag Hinrich Boye, er mag seine Werber schicken“, sagte er dumpf. Dann wandte er sich rasch um. Aber schon

hing das Mädchen an seinem Halse, als wollte es ihn halten. Sie streichelte und küßte ihn, und er strich ihr über den Kopf mit einem Gefühl dumpfer Müdigkeit. Freuen konnte er sich nicht.

Auf dem Hofe der Boye hing unter dem mächtigen Walmdach linker Hand, wo die Schmalddiele aus der Küche heraus ins Freie führt, ein Brett. Die Jungmagd bearbeitete es mit einem Holzhammer, daß der Klang weit hin über die Hofstelle ging. Es war Feierabend und Vesperzeit. Gesche Boye kam aus der Küche und setzte sich tiefaufatmend in den Binsensstuhl am Fenster. Ein paar Minuten hatte sie Zeit, dann würde ihr „Volk“, wie Hinrich scherzend sagte, zur Abendvesper zusammenkommen. Sie strich sich die blonden Haare aus der ein wenig gerötheten Stirn, denn sie hatte am Feuer gestanden, und faltete die Hände im Schoß: „So, so, wiederum ein Tagewerk geschafft!“ Drüben im Backhaus ging die Thür, Vater Boye kam, er war immer der pünktlichsten einer. Von der Bordiele her hörte sie, wie Hinrich und der Knecht das Pferdegeschirr weghängten; auch sie würden gleich hier sein. Einen Augenblick horchte sie auf, dann glättete sich ihre Stirn, die sich ein wenig gekraust hatte: Hinrich ging in die Küche und wusch sich die Hände. Doch, ja! Sie hatte es ihm beigebracht. Sie hatte den Boyeleuten überhaupt mancherlei beigebracht, und es war nicht so ganz leicht gewesen! In diesem Hause hatte es eigentlich nie Pünktlichkeit gegeben. Man war zum Essen gekommen, wie es sich eben traf, man war aufgestanden, wie man mochte. Und die Kammern, guter Gott, wie hatten die Kammern ausgesehen! Ein Wunder war es freilich nicht, denn Trine:

Tanten, Vater Boyes Stieffschwester, war alt und stümperig gewesen und hatte es nicht mehr geschafft. Vor ihr, die dunkel gekleidet und ein wenig verschrumpft wie ein stiller Hausgeist auf dem Hofe gewaltet, hatte Gesche immer eine heimliche Angst gehabt. Denn ihr hatte sie ja die Herrschaft weggenommen und sie meinte, die Alte müßte ihr darob gram sein. So waren die beiden Frauenleute zuerst ganz vorsichtig umeinander herumgegangen, bis Gesche dahinter kam, wie es ihr die Alte von Herzen dankte, daß sie nunmehr die Verantwortung los war. Sie war unermüdlich fleißig und las der Bäuerin jeden Wunsch von den Augen ab. Sie bewunderte Gesches frische Jugend und Tatkraft, die es verstand, wie etwas ganz Selbstverständliches, Mannsleute und Wirtschaft zu regieren, was Trine-Tanten Zeit ihres Lebens nie gekonnt hatte. Und nun schaffte sie, so viel sie schaffen konnte, glücklich, daß jemand da war, der ihr die Arbeit zuwies. Auch mit Vater Boye war es leicht gewesen. Er wohnte drüben im Altenteilerkaten mit seinem Bruder zusammen. Er hatte das Stübchen linker Hand, das vom Hofe aus mit besorgt wurde, und kam zu den Mahlzeiten auf den Hof. Auch er war unermüdlich tätig, aber auf seine Art; er tat die leichten Arbeiten, an denen sein Herz hing, besorgte seine Immen, seine Obstbäume, den Garten und die Fischteiche. Im übrigen redete er niemals seinem Sohn in die Wirtschaft hinein, und nur, wenn der ihn fragte, riet er in seiner zögernden und bedächtigen Art. Gesine hatte es bald heraus, daß es gut war, dem Räte zu folgen, denn er kannte seinen Acker in allen seinen Einzelheiten, und sein Rat ging niemals fehl. Die wunderbarlichste und am schwersten zu nehmende Person war sein

Bruder, Dhm Steffen. Niemand wußte, wie alt er eigentlich war. Lang und dürr, mit grauem Haar und grauem Bart und buschigen Augenbrauen, ging der Alte aus und ein. Niemand durfte in sein Zimmer kommen, das er sich selber in Ordnung hielt und heizte. Es wäre auch niemand vom Gesinde ungefragt und ungebeten hineingegangen, denn alle hatten sie vor dem alten Schäfer einen gewaltigen Respekt. Sie wußten, er konnte mehr als Brot essen, und seine Dienste wurden weit in der Runde von vielen Menschen in der Landschaft in Anspruch genommen. Er hatte eine gar gedeihliche Hand bei allen Krankheiten von Vieh und Menschen und verstand sich auf alle Fertigkeiten, die auf einem Bauernhofs überhaupt vorkommen. Er imferte und fischte, er schnitzte und webte, und wenn die Hofstelle so sauber und ordentlich mit Büschen und Blumen, mit Pforten und Niegeln aussah, wenn nie ein Windbrett klapperte oder ein Zaun umzufallen drohte, so war das sein Werk. Vor seinem Fenster stand ein mächtiger Holunder, dessen Stamm sich dicht über der Erde teilte und oben wieder zusammengewachsen war. Davon durfte niemand einen Zweig abbrechen, wie auch niemand überhaupt an der Ecke des Backhauses, das der Alte bewohnte, sich etwas zu schaffen machen durfte. Das Backhaus, ja das war ein Stück für sich. Es lag in halber Höhe auf dem Hang, der linker Hand gegen Westen hin anstieg, und war aus den Resten des alten Hauses errichtet, aus mächtigen, teilweise angekohlten Eichenstämmen, die für den kleineren Bau eigentlich viel zu dick waren. Die Grundmauer, die sich unterhalb des Kammerfensters von Dhm Steffen ein wenig aus der Erde hob, weil der Hang dort abfiel, stammte gleichfalls aus den Feldsteinen

des alten Gehöftes. Ringsherum standen Pfaffenhut und Kreuzdorn, Schlehbüschel und Hasel, und auch dort duldet der Alte keinen Menschen. Er hielt sich an keine Mahlzeit, er kam und ging, wann es ihm gefiel. Oft kochte er sich seine Milchsuppe selber, und es konnte sein, daß er tagelang nicht zum Mittag kam. Dann war er über Land unterwegs, und wer ihn aufsuchte — und das waren viele — setzte sich auf die Bank, die vor seinem Fenster stand, und wartete, bis der Alte mit seinen langsamen statigen Schritten über dem Hang von Kirchdorf oder auf dem Sandwege vom Dorf her auftauchte und sich neben ihn setzte, wo Hausherr und Besucher dann mancherlei zu reden hatten, was andere nicht zu hören brauchten. Um seine schmalen Lippen lag meistens ein leises Grinsen, und Gesine hatte sich zuerst vor ihm gefürchtet. Sie hatte den Eindruck nicht los werden können, daß der Alte ihr heimlich abgünstig gesinnt sei. Daran änderte auch nichts, daß er ihr allerhand kleine Geschenke brachte, die er für sie arbeitete. Sie standen eines Tages an ihrem Platz, und erst nach mancherlei Knurren und Brummen bekannte sich der Alte zu seinem Werk. Ganz langsam und erst spät merkte Gesine, daß es auch mit ihm nicht anders stand als mit Trine-Tanten; er bewunderte die Tüchtigkeit der jungen Bäuerin. Aber er hatte eine leise Angst vor ihr, und ganz heimlich in seinem Herzen trug er wohl die Sorge, daß auch er in die Ordnung und den Schwung eingespannt werden sollte, den die Bäuerin auf der Hofstelle einführte. Die Gaben, die er brachte, waren der verhohlene Ausdruck seiner Hochachtung und Wertschätzung, nicht nur für die Gebieterin des Hofes, sondern für sie, die den Stamm der Boyes erneuern sollte.

Und Hinrich Boye? Wenn Gesche in späteren Zeiten an die ersten Jahre ihrer Ehe zurückdachte, so war es ihr immer, als sei es ein heißer, von Sonnenglanz erfüllter Sommer gewesen. Warum lächelt Vater Boye? Warum grient Ohm Steffen? Weil der junge Bauer von seiner klugen und energischen, leidenschaftlichen und schönen Frau sich um den Finger wickeln läßt und alles tut, was er ihr von den Augen absehen kann. Er geht nicht mehr auf Jagd, er hat alle Hände voll zu tun, um seine Felder so in Schuß zu bringen, wie Gesche es gewohnt ist. Etwas wie Eifersucht springt ihn an, wenn Gesche mit ihrer hellen Stimme anfängt: „bei uns zu Hause . . .“ Und wenn er seinen Schwiegervater nicht bald nach der Trauung so herzlich gut hätte leiden mögen, so hätte er böse auf ihn werden müssen, denn so wie Jasper Petersen, der Musterwirt aus Holstein, nicht etwa seine Bauernstelle hatte – dazu war Meta Petersen viel zu stur und dickköpfig – nein, wie er sie hatte haben wollen und gehabt hätte, wenn ihm freie Hand geblieben wäre, so sollte nun der Boyehof aussehen.

Wenn man eine so schmucke und saubere Frau hat, so muß man auch selbst etwas auf sich halten. Hinrich Boye mußte ein wenig lachen, wenn er daran dachte, was er sich alles ab- und angewöhnt hatte. Mit Schmeicheln und Schnurren hatte Gesche ihn zurechtgestuft, und wenn es so weiter ging, so war er auf dem besten Wege, ein Musterwirt zu werden. Auch im Äußeren gewöhnte sie ihn an mancherlei, was ihm unbequem war. Niemals hatte er sich früher so oft rasiert und die Hände gewaschen wie jetzt. Selbst seine Jagdjoppe hing im Schrank, und er kleidete sich solide und ehrbar wie die andern Hauswirte der Gegend.

Oft wurde es ihm beinahe zu viel, zwar nicht das Rasieren und Händewaschen, auch nicht, daß er Weiderwand trug, aber ihr Wirtschaften. Wenn es nach ihm ging, so hätte er seine schöne Gesche am liebsten den ganzen Tag um sich gehabt, und er knurrte oft, halb lachend, halb ärgerlich, daß sie so wenig Zeit hatte. Gottsfackerlott, die Wirtschaft war doch auch sonst gelaufen. In der Milchammer mochte Trine-Tanten regieren, oder man würde eine Magd dazu einstellen, aber er wollte seine Frau für sich haben. Die sollte nicht so viel arbeiten, das hatte man nicht nötig! Und dann war es komisch: aus lauter Sorge, daß Gesche sich noch mehr aufhocken könnte, und auch, weil er sich ein wenig schämte vor ihren strahlenden spöttischen Augen, fing er selber an und tat mancherlei, was er sonst nie getan hatte. Er grub ihr den Garten um und trat ihr die Beete ab, so wie sie es haben wollte. Ganz scheinheilig ging er hin zum alten Pastor Heinstus, ließ sich durch dessen Garten führen und brach sich ganz verloren ein paar Rosenzweige ab, an denen Augen saßen. Damit reiste er Wildstämme auf, sodasß zum Entzücken von Gesche und zur leisen Eifersucht des alten Pastors die schönen, dunkelroten Rosen, auf die jener so stolz war, nun auch unter dem Schlafstubenfenster der jungen Bäuerin blühten. Wo seine eigene Handfertigkeit nicht ausreichte — und er war von Jugend auf der gelehrige Schüler seines Ohms gewesen —, da mußte der Alte heran. Der brachte von seinen Gängen über Land mancherlei Blumen mit, die er auf anderen Höfen fand, und mehr und mehr wuchs sich der kleine Blumengarten hinter der hohen, sorgfältig geschnittenen Buchenhecke zu einem Schmuckkästlein aus.

Dafür gehörten dem jungen Bauern auch alle Stunden nach Feierabend. Wer weiß, ob Gesche in ihrem Eifer nicht auch diese noch verwirtschaftet hätte, aber da griff Jasper Petersen, der ab und an herüberkam, in seiner klugen sinnigen Art ein. Es war wunderbar, aber der strenge, gewissenhafte alte Bauer hatte seinen Schwiegersohn, dessen spielerige Art er wohl erkannte, so lieb gewonnen, als sei es sein eigener Sohn. Und diese Liebe war um so tiefer, als sie überschattet war von einer ihm selber unerklärlichen Sorge und einem wehmütigen Mitleid. Es war ja schließlich nicht die Schuld des Jungen, wenn er so war, wie er war, und er war gutherzig, hatte sein Kind lieb und tat alles, was er konnte, um sie glücklich zu machen. So sagte er denn eines Abends zu Gesche: „Wenn die Betglocke geschlagen hat, Gesine, so hat der Hof sein Teil, dann mußt du für deinen Mann da sein“, und leiser fügte er hinzu: „So hat es deine Mutter auch gehalten, und wir sind sehr glücklich gewesen!“ Die kluge Gesche, die so stolz war auf ihre junge Frauenschaft, war Mädchen genug, um in den kurzen Abendstunden ihren Mann in all die Zärtlichkeit einzuhüllen, die der heißblütige und leidenschaftliche und im Grunde knabenhafte Bauer wünschte und begehrte.

So gingen sie abends Hand in Hand durch die dämmernde Kühle der hellen Sommernächte, eng aneinander geschmiegt, nicht anders als während der Brautzeit. Und Gesche wuchs in die wunderliche, krause und phantastische Welt des Bauern hinein. Er erzählte ihr, wenn sie abends im Gärtchen auf der Bank auf seinen Knien saß, von der Geschichte des Hofes, die seltsam und wie ein Märchen klang. Es war so, als ob Heinrich Boye mit

seinen Vorfahren, wie sie in den Erzählungen, die sicherlich oft Sage waren, lebten, leibhaftig umginge. Da war Steffen Dhm, der Zauberer, der wie ein Stück Urzeit in die Gegenwart hereinragte. Eines Abends führte Hinrich Gesche hinter den großen Hülsenbusch, der ein wenig rückwärts vom Backhause stand. Die ersten Sterne traten aus dem silbernen Blau, da kam der Alte mit einer kleinen Schüssel voll Milch aus der Kammer und stellte sie unten an der Grundmauer seines Hauses hin. Er pffiff ganz leise zwischen den Zähnen, zog seinen großen Hut und verneigte sich gegen das Haus. Dann drehte er sich um und ging mit langsam statigen Schritten davon, hinüber zu seinem Bruder, der vor der Tür auf der Bank saß und seine Pfeife rauchte. Gesche wollte etwas fragen, aber Hinrich legte den Finger auf den Mund. Sie saßen schweigend, engumschlungen, bis die beiden Alten in ihren Kammern verschwunden waren. Dann lachte Hinrich sein leises, dunkles Lachen. „Ja, siehst du, Gesche, hierüber darfst du nie sprechen. Steffen Dhm bringt jeden Abend das Schüsselchen mit Milch den Unterirdischen, von denen er glaubt, daß sie unter seiner Wohnung hausen. Sie kommen auch mitunter über Mittag zum Vorschein oder am Abend, aber nur in Tiergestalt. Ich habe oft gesehen, wie er vor der großen, grauen Kröte schweigend den Hut zieht. Er glaubt, es sei der Urahn oder der Hausgeist, und freut sich immer, wenn das Schüsselchen leer ist.“ Er lachte wieder. „Ich aber habe mein Tag nicht gehört noch gesehen, daß eine Kröte Milch säuft. Da habe ich mich einmal als Junge auf die Lauer gelegt, mit pochendem Herzen, denn der Dhm hätte mich halbtot geprügelt, wenn er mich erwischte hätte, um zu sehen, wie der Hausgeist be-

schaffen ist. Die Kröte watschelte, als es dunkel wurde, mit langsamen Schritten aus einem Mauerloch hervor und verschwand. Dann aber kam mit Muffen und Quieten ein alter Igel; der stieg mit beiden Vorderfüßen in die Milchschüssel und soff sie aus. Ich habe es dem Dhm nie gesagt, denn es hätte ihn arg gekränkt, wenn der Hausgeist, das „Dehmeken“, als Schweinigel erschienen wäre, und die Kröte seine Milch verschmäht hätte.“ Gesche schüttelte den Kopf: „Ihr seid ein wunderliches Volk, ihr Boyemenschen, richtige alte Heiden!“ „Ja“, lachte Hinrich, „aber das Heidenvolk selbst, dünkt mich, ist nicht so schlimm, es hat nie Hexen verbrannt wie die frommen Kirchenleute, und wo eine Hexe jung und schön war, die fing es sich ein und nahm sie zur Frau.“ Damit hob er sein junges Weib auf den Arm und trug die leise Zappelnde, Scheltende hinüber ins Haus.

Leicht waren diese ersten Jahre nicht. Es war die Franzosenzeit, und mehr als einmal stand der Feind im Lande. Aber der Bauer war gewohnt, daß fremde Völker wie Sturmwind und Ungewitter in die Stille seiner Welt einbrachen und daß sie wieder gingen, wie Sturm und Ungewitter. Das Dorf war abgelegen, der Druck jener Zeit bestand zumeist in Abgaben und Kontributionen. Die trafen alle. Steuern zahlen mußten alle, vom Bauern an bis zur Kleinmagd, und so wuchsen Dorfgemeinschaft und Landschaft zusammen wie das Rasengeflecht ihrer Koppeln.

Nur für Gesche gab es eine besondere Bitterkeit dabei. Sie war von daheim und durch ihren Vater an eine weit bessere Ausnutzung des Viehstapels gewöhnt und hatte gleich, nachdem sie auf den Hof gekommen war, ange-

fangen, den Kuhstall und die Milchwirtschaft gründlich umzumodeln. Nun fielen die Kontributionen meist dem Viehstapel zur Last und immer wieder, wenn sie glaubte, es geschafft zu haben, nahm man ihr die besten Kühe, und es blieb nichts anderes übrig, als von vorn anzufangen. Es ging ja mit den Pferden, die Hinrich Boyes Stolz waren, nicht viel anders, aber schließlich: da gab es Mittel und Wege, dem Druck auszuweichen. Man lernte alle Kniffe, die ein alter Roszkamm beherrscht, man frisierete die alten Schinder auf, man rettete die jungen Pferde ins Moor oder in Waldkoppeln, und wenn es nicht anders ging und die Kommission kam, dann hinterte eben das Pferd, welches man zu behalten wünschte. Oh, man lernt allerhand, wenn man geschunden wird, und der Bauer war lange Jahrhunderte genugsam geschunden. Zwar nicht hier im Lande, wo er nie leibeigen gewesen war, wo seit hunderten von Jahren die Braut unter dem Schwert getraut wurde, aber es ist seltsam, solche Kniffe und Praktiken flogen wie die Saat der Butterblume, vom Winde getrieben, weit hinaus, und man lernt sie, wenn es sein muß. Einmal aber kam doch jener Tag, wo Hinrich sein junges Weib aufgelöst in Tränen vorfand. Sie waren wieder einmal da gewesen und hatten mitgehen heißen, was irgend man herauspressen konnte. Dieses Mal war ihr Zugriff rücksichtsloser, beinahe rucklos gewesen. Nun war es mit Gesches Fassung aus. „Was soll das werden, Hinrich“, schluchzte sie, „was soll das werden? Ich komme ja nie zugange.“ Und alles Trösten des Bauern war vergeblich.

Er hatte eine Nacht in schwelendem Grimm schlaflos gelegen. Die Tränen seiner Frau brannten ihn wie Brenn-

nessel. Ganz früh, als der Morgen graute, war er leise aufgestanden, hatte seinen Braunen gesattelt und war nach Schönberg geritten. In seinem Hitzkopf hatte sich ein Wort verfangen, das hatte ein verabschiedeter Wachtmeister einmal im Krug über den Tisch geworfen, wie man einen Würfel aus dem Knobelbecher rollen läßt: „Alles hat seinen Preis. Erreichen kann man alles, wenn man es nur sich etwas kosten läßt!“ Am nächsten Tage kam er heim. Er kam aber nicht allein, er hatte die Kühe, die man seiner Frau genommen, wieder mitgebracht. Ihr Jubel war so grenzenlos gewesen, daß er bei sich ein wenig lächelte. Du lieber Gott, auch er hing an seinen Pferden, auch er hing an seinem Hof, aber so wie Gesche war er nicht an die einzelnen Dinge gefesselt. Sie waren ihm selbstverständlich, wie die Erde selbstverständlich war, über die sein Fuß schritt, die Landschaft mit Acker und Feld, Heide und Moor, aber darüber hin zogen seine Träume wie weiße Sommerwolken, fern, phantastisch, unwirklich. Gesche hing an seinem Halse, sie streichelte ihn und küßte ihn: „O Hinrich, wie freue ich mich! Wie hast du das fertig gebracht?“ Er lachte nur und sagte in seiner gutmütigen spielerigen Art: „Ja, Mädchen, danach frag mich nicht. Es geht wunderbar zu in dieser Welt. Ich habe es selbst nicht gewußt.“ Und die kluge Gesche schwamm so selig in ihrem Glück, daß sie nach dem einen nicht fragte, wonach sie doch eigentlich hätte fragen sollen: was ihre wiedererlangten Kühe gekostet hatten! Denn an diesem Tage hatte Hinrich Boye die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, die besser unterblieben wäre. Er hieß der rote Hinnerk, war ein Güterschlächter, Viehhändler und Agent. Sein Ruf stank, und wieviel Tränen flossen

ob seiner Taten, das mochte Gott alleine wissen. Denn seine Geschäfte vollzogen sich hinter verriegelten Türen oder in der Schenkstube bei Trunkenen, und er streifte seinen Opfern den Strick über den Hals wie ein Schlächter, der ein Kalb aus einer Koppel herauszerrt. Als der Bauer am Nachmittage ein Stück Papier in die Schublade seiner Birnbaumschatulle legte, war ihm selber nicht ganz wohl. Dann aber warf er sie mit einem Ruck zu, als ob er das Blatt, unter dem sein Name stand, nicht sehen möchte, und freute sich an den blanken Augen seiner Frau, die mit Singen und Lachen in ihrem Kuhstall zu Wege war.

Wenn es etwas gab, was das Glück der Boyeleute hätte trüben können, so war es, daß der Hoferbe noch immer ausblieb. Zwar der Bauer machte sich darüber keine Gedanken, er machte sich überhaupt nicht viel Gedanken. Anders aber war es mit den Alten. Sein Vater wurde ein ganz klein wenig unruhig. Jasper Petersen, der jetzt öfter herüberkam, in der Hainbuchenlaube saß oder mit blanken Augen über den Hof ging, der mehr und mehr das Gepräge seiner Tochter in Ordnung und Sauberkeit aufzuweisen begann, schien bekümmert. Eines Nachmittags sah Gesche, wie der Bauer mit Steffen Dhm zusammenstand und der Alte eifrig auf ihn einredete. Sie hörte nicht, was sie sprachen, sie erkannte den Eifer des Alten nur daran, daß er ihrem Manne die Hand auf die Schulter gelegt hatte. Das war immer das Zeichen, daß etwas für ihn sehr wichtig war. Dann zog er die buschigen Augenbrauen ganz hoch in die kahle Stirn, und seine Stimme bekam das eigentümliche Krächzen, wovor sie sich im Anfang immer gefürchtet hatte. Hinrich Boye

lachte und zuckte die Achseln. Der Alte redete eifrig auf ihn ein und deutete mit dem Daumen über seine Schulter nach dem alten Holunderbaum an der Ecke seines Hauses, der sich über der Wurzel teilte und oben wieder zusammenwuchs. Schließlich nickte der Bauer lachend und wandte sich ab, während der Alte ins Haus ging. Es war kurz vor Johanni, die Abende waren hell und warm. Der Järlängerjelleber begann zu blühen und die blauen Nächte mit seinem süßen Duft zu erfüllen. An diesem Abend waren Hinrich und Gesche wieder einmal über die ganze Hofstelle und durch den Grasgarten gegangen. Nach Mitternacht zu stand ein heller grüner Schein am Himmel, der Tau lag funkelnd auf allen Zweigen, die Frösche rötterten fern im Moor, und aus dem Flieder am Fischteich klang der Ruf einer Nachtigall. Es gab ein lustiges Haschen und Jagen. Die beiden hatten sich hinübergespielt in den dichten Schatten des Backhauses, und als Hinrich jetzt zugriff, um Gesche auf den Arm zu nehmen, sprang die Bäuerin mit leisem Lachen durch die Gabel des Holunderbaumes und entwischte ihm. Aber nur für einen Augenblick, dann ließ sie sich greifen und hinübertragen.

Der Mond war rotglühend hinter dem Walmdach des Hauses hervorgetreten. Sein Spiegelbild schwankte auf der dunklen Fläche des Fischteiches. Dort stand Ohm Steffen, grünte und nickte leise. Die Bäuerin war durch den Tüwel gesprungen — nun wenn das nichts nützte

Zwei Monate darauf hatte Ohm Steffen oben auf dem Boden des Hofes zu tun. Er suchte nach seinem Ziehmesser, das er dort, wie er meinte, hatte liegen lassen. Da

stand Trine's Tanten und zog aus einer Ecke die alte Wiege der Boyes hervor und begann, sie mit ihrer Schürze abzustäuben. „Was machst du da?“ fragte Dhm Steffen. Sie sah kaum auf und schien ärgerlich, daß er sie hierbei überrascht hatte. „Das siehst du ja!“ und dann ging ein Lächeln über ihre runzeligen Züge. „Wir werden sie nun bald brauchen.“ „So, so“, sagte der Alte ganz verloren. Dann stieg er, so rasch ihn seine Füße trugen, die Leiter hinab und ging zu seinem Bruder, der am Immenschauer stand und in den Rauch seiner Pfeife sah. So erfuhr es Vater Boye. Und als Jasper Petersen das nächste Mal da war und am Nachmittage sich zum Gehen wandte, kehrte er noch einmal um, strich seiner Tochter über das blonde Haar und küßte sie auf die Stirn. „Gott segne dich, Gesche, nun wird alles gut.“ Und dann ging er, damit sein Kind nicht sehen sollte, wie ihm die Lippen flogen. Hinrich Boye erfuhr von dem großen Ereignis, das ihm bevorstand, viel später. Er war ja auch noch so jung und töricht. Du lieber Gott, wie töricht ist so ein verliebter Ehemann!

Auch er stieg sogleich auf den Boden und suchte nach der Wiege, sie war nicht da! Als er in heller Aufregung zu Dhm Steffen lief, fand er ihn in der Schnitzkammer. Da stand die Wiege, sauber aufgebohnt, fix und fertig. Der Alte aber schnitzte an einer Garnwinde aus Birnbaumholz, in deren Fuß sechs große Bernsteinkugeln eingelegt waren. Er blickte kaum auf: „Na, was hab ich gesagt?“ Hinrich Boye mußte erst nachdenken, ehe er begriff, was der Alte meinte. „So“, meinte er dann, „weißt du, was Gesche sagen würde? Heidenvolk, würde sie sagen!“ Der Alte griente wieder. „Meinethalben, die Hauptsache ist, daß

wir einen Hoferber bekommen.“ Da lachte Hinrich Boye ein wenig ärgerlich und ging hinaus.

Als die ersten Schwalben flogen, stand die alte Wiege in der Kammer der Bäuerin. Die lag blaß und ein wenig erschöpft aufgestützt im Bett und sah selig zu, wie Trine's Tanten den kleinen Jasper Boye einbünzelte und auf den Arm nahm. Der legte das Köpfschen zurück, reckte sich und streckte sich, und dann stieß er auf, daß ihm die Milch über den Laß lief. Trine's Tanten fuhr ihm über den Mund und legte ihn in die Wiege. „Speikinder — Gedeihkinder!“ sagte sie befriedigt. Dann ging sie auf Zehenspitzen hinaus, und die Bäuerin schaute nach den blanken Sonnenkrin-geln, die über ihre Bettdecke liefen. Sie machte die Augen zu, und halb im Einschlafen dachte sie noch einmal, wie wunderbar das alles war. Dann wollte sie an ihre Wirt-schaft denken, und ob das nun wohl alles so lief, wie sie es gewohnt war, aber ehe es so weit kam, war sie schon weg.

Draußen stieß die Alte auf den Bauern. „Na?“ fragte der. Jetzt ging ihr der Mund über, was für ein gedeihliches Kind der kleine Jasper sei und wie er getrunken habe. Und daß er schon ordentlich gatlich würde und daß er sicher viel früher aus dem dummen Vierteljahre heraus-käme. Und heute Morgen habe er richtig schon ein bißchen gelacht, und er sähe dem Großvater Petersen so ähnlich. Und dem Vater auch! Da mußte der Bauer lachen. „Na, weißt du, Trine's Tanten, das ist eine schnurrige Sache. Nächstens wird er Ohm Steffen auch noch ähnlich! Im übrigen, ich wollte nur nach Gesche fragen, denn die Gören, die Gören sind sich alle gleich. Sie trinken, sie brüllen und . . .“ Trine's Tanten richtete sich hoch auf. „Es ist eine Schande! Du bist gar nicht wert, daß du solchen

Prachtjungen . . .". Doch der Bauer lachte nur und ging aus der Thür. Die Alte aber rief ihn zurück. „Daß du dich unterstehst und solche gottlosen Reden Gesche gegenüber führst!“ „Nee“, sagte Hinrich Boye, „das braucht ihr mir wirklich nicht zu sagen. Eine Stunde vor der Geburt hat Vater mich schon vorgehabt, am Nachmittag kam mein Schwiegervater und am Abend wollte sogar Dhm Steffen anfangen. Ich weiß nun wirklich allmählich Bescheid. Und freuen tue ich mich auch, nur so viel Gewese wie ihr mach ich nicht drum! Was soll das werden, wenn das halbe Duzend voll ist!“ Damit flüchtete er und hörte nur hinter sich so etwas wie „Pantoffel auf den Kopf schlagen“, und das war Trine-Tantens stärkster Ausdruck.

Im nächsten Jahr kam der kleine Gottschalk und nach zwei Jahren die kleine Christine. Nun hatte Gesche ihr Nest voller Junge. Und wenn je ein Weib selig gewesen ist, so war sie es, denn je spröder und keuscher ein Mädchen, um so mehr birgt ihr Inneres an verhaltener Mütterlichkeit. Die letzten beiden Geburten waren nicht leicht gewesen. Als sein Ältester geboren wurde, hatte man den Bauern aufs Amt nach Schönberg entboten, so war er bei der Geburt nicht zugegen gewesen. Bei den beiden andern aber war er im Hause und erlebte den ganzen Schrecken mit. Gesche war ein wenig verwundert, welchen Eindruck ihr Leiden auf den Bauern gemacht hatte. Sie wäre noch viel verwunderter gewesen, wenn sie mitangesehen hätte, wie Hinrich in fassungslosem Schreck drüben bei seinem Vater saß, während sie ihre schwere Stunde durchkämpfen mußte. Sie hatte Trine-Tanten streng untersagt, ihn hereinzulassen, und Hinrich Boye, der es wußte, daß seine Mutter

bei seiner Geburt gestorben war, war fast von den Füßen gekommen, als er nun erlebte, wie seine Gesche sich über zwölf Stunden in den Qualen winden mußte. Das hatte er nicht gewußt, er hatte es sich leichter vorgestellt. In seinem Verhältnis zum Weibe war er überhaupt ein anderer Mann, als ein Bauer schlecht hin es zu sein pflegt. Er, der so stark und bodenverwachsen schien, der Jäger aus angeborener Passion: im Grunde genommen war er ein Phantast und ein Träumer, und es blieb Zeit seines Lebens etwas von einem Knaben in ihm. So begriff er auch nichts von dem großen Rhythmus im Leben seines Weibes, der nun einmal über allem Lebendigen regiert. Er begriff nicht, daß in dem Maße, wie Gesche Mutter wurde und in ihrem Muttersein aufging, er, der Mann, hinter die Kinder zurücktrat. Wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte Gesche nicht so viel wirtschaften dürfen; wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte man eine Jungdirn genommen für die Bören, denn er wollte seine Gesche für sich und nur für sich. Und wenn es nun Abend wurde und die Bäuerin von der schweren Arbeit des Tages erschöpft war und müde von den tausend kleinen Sorgen um ihr Kinderneß, und sie nicht wie früher mit ihm gehen konnte in seine phantastische Abendwelt hinaus, so begriff er das ja, aber er begriff es nur mit dem Kopf. Sein Herz wurde traurig, und er fühlte sich allein. Dann strich er wohl eine Weile über den Hof, schlenderte auch einmal hinaus und freute sich seiner Buschkoppel und wunderte sich, wie die Bäume gewachsen, seit er das letzte Mal dagewesen war, und rechnete bei sich aus, wie lange das her sei, jene Zeit, wo er täglich mit der Flinte hinausgezogen und sein Revier abgegangen war. Als er noch mit dem Walde gewisser:

maßen auf Du und Du gestanden hatte und ihm das große Schweigen des Moores und die von tausendfachem Leben erfüllte Stille der Waldecken und Schneisen Lebensbedürfnis gewesen war. Aber der Glanz, der über dieser seiner Welt gelegen hatte, war verblaßt. Er wußte nicht, daß ihm das alles so schön gedeutet hatte, weil es vergoldet war von der Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen, das man ihm verweigerte und das er für sich erringen wollte, um es mitzunehmen in sein heimliches Traumreich. Wenn er heimkehrte und Gesche auf der Bank sitzen fand, ein wenig müde, aber doch glücklich und satt von des Tages Lust und Leid: in seinem Tagewerk fehlte irgend etwas. Er wußte selber nicht, was es war. Restlos selig waren nur zwei, der alte Christopher Boye und Jasper Petersen. Und Hinrich gedachte mit leisem Lachen, daß nicht viel daran fehlte, daß die beiden Alten wegen seiner schönen Frau aufeinander eifersüchtig wurden. Jasper Petersen alterte rasch, seitdem er seinen Hof abgegeben hatte und auf dem Altenteil saß. So kam er viel herüber zu seiner Tochter, um sich an ihrem Glück zu freuen, und wenn er dann zurückschritt am Abend, der sinkenden Sonne entgegen, die seinen Schatten lang über die grünenden Saaten warf, so erschauerte er immer wieder in dem Gefühl, daß er den Weg nicht oft mehr machen würde. Er war nicht krank, und doch spürte er leise, daß sein Leben auf die Reize ging. Es war in diesen letzten Monaten, daß er recht eigentlich eine sonderliche Zuneigung zu seinem Schwiegersohn zu fassen begann. Er war nun in die Jahre gekommen, wo man weise wird, wo man begreift, daß die Menschen nun einmal so sind, wie sie Gott geschaffen hat. Und er, der in seiner Jugend so ungeduldig gewesen war, hatte es in einem langen Leben gelernt, sich

in Menschen zu schicken. Ihm gegenüber, so seltsam es war, öffnete Hinrich Boye mitunter ein wenig von seinem Innern. Und der alte weißhaarige Bauer verstand und begriff die Lebensglut, die in diesem jungen Hitzkopf flammte und loderte und für die das Tagewerk des Bauern nicht genug war, als daß sie sich in ihm verzehrt hätte. Vor allem begriff er das Streben und die Sehnsucht des Bauern in die Weite. „Ja, ja, Junge“, sagte er einmal, als sie miteinander in der Hainbuchenlaube saßen, „du bist hier nicht am richtigen Platz. Du hättest zu uns gehört“, und mit einem gewissen Stolz in der Stimme, „hinter den Deich! Da läuft das Leben nicht so glatt und schier wie hier, da lauert der blanke Hans, mit dem wir in ständigem Kampf stehen, da ist das Watt, aus dem wir in viel Mühe und Arbeit neues Land holen, da wachsen noch die Höfe, aber“, fügte er hinzu, „da spielt man auch oft um sein Leben und um das von Weib und Kind.“ Und dann legte er seine große, feingliedrige, magere Hand auf die seltsam kleine, runde, feste des Bauern: „Laß es dich nicht gereuen, Hinrich, auch dein Hof kann wachsen nach innen, kann fest werden. Wenn du es dir recht überlegst und die Zeiten betrachtest in ihrer Wirrsal, wir Bauern stehen auch hier hinterm Deich, wenn es auch nur die Wallhecke ist, hinter der Hof und Felder liegen...“. Er nickte gedankenvoll: „Glaub mir, in unserer Landschaft ist heute schon mehr als eine Stelle holl und holl wie Brucheis auf dem Moorgraben. Und stehst du, mein Junge, du darfst mir das nicht übelnehmen, auch nicht für Hoffart auslegen: ich freue mich immer, wenn ich sehe, wie ihr vorankommt, du und Gesche, ihr gebt nun doch ein gutes Gespann ab.“ Hinrich Boye nickte und lächelte. „Ja, Gesche!“ und nach einem

langen Schweigen fügte er hinzu: „Aber weißt du, Schwieger-
vater, lieber stünde ich doch richtig hinter dem Deich!“

Als der Alte gegangen war, blieb Hinrich noch eine Weile
sitzen. Er hatte recht, er hatte verflucht recht! Holl und boll
hatte er gesagt. Auch auf seiner Hufe gab es eine holle
Stelle, das war das Birnbaumpult, in dem die Scheine
lagen. Die Schuldscheine, die er unterschrieben hatte, um
die Kontributionen abzuwenden. Ihm wurde ein wenig
heiß bei dem Gedanken. Im Grunde genommen war es
ja Torheit gewesen, aber er wollte nicht, daß seine Gesche
sich härmte und grämte. Er hatte es sogar fertig gebracht,
ab und an einen von den kleineren Scheinen wieder aus-
zulösen, aber dann hatte das Amt wieder einmal zugefaßt.
Es war ja nun doch einmal so, man faßte nach, wo noch
etwas zu holen schien. Aber weiter durfte er nun auch nicht
mehr hereinrutschen, verflucht noch einmal! Es mußten
doch schließlich auch wieder vernünftige Zeiten kommen.
Und dann stieg vor seinem inneren Auge eine phantastische
Möglichkeit auf. Was der Alte da gesagt hatte von dem
neuen Land, das die Bauern drüben in der Marsch aus
dem Watt holten, vielleicht konnte man auf dem Boyehof
etwas ähnliches schaffen. Je mehr er nachdachte, um so
lockender wurde der Traum. Zwischen der Hufe und Kirch-
dorf lag ein Moor. Wenn man aus dem Unland Acker und
Wiesen machen könnte! Seit drei Generationen schon hat-
ten die Boyeleute ihre Holzkoppel vorgeschoben. Hum!
hum! zu kaufen wäre das Edmoor! Und dann Gräben
ziehen, Buschwerk zu Faschinen hätte der Hof genug, das
wäre eine ganz große Sache.

Dann aber verfinsterte sich seine Stirn. Ja, freilich, aber
zu dem allen gehörte Geld, viel Geld. Dazu mußte man

jahrelang schrapen und sparen, aber wenn, wenn man es nun täte, wenn die Zeiten nun ruhiger würden, dann würde die Hufe der Boyes wachsen, weit über alle Hufen hinaus.

Hinrich Boye ahnte nicht, daß seine Seele an diesem Nachmittage auf des Schicksals Waage stand. Vielleicht wäre alles ganz anders gekommen, aber da warf die ewige Macht auf die schwankenden Schalen ein Gewicht, ein winziges, fast ein Nichts, nur eine gelbbraune Feder.

Er sprach von seinem Traum zu keinem, er ging nur des öfteren hinaus in die weite Einsamkeit des Moores, um den bunten Bildern, die in ihm waren, Nahrung zu geben. Der schwankende Moorboden barg Gefahren, Gefahren wie keiner sie ahnte. Eines Nachmittags kam er nach Hause, still, verschlossen, mit glänzenden Augen. Nach der Abendvesper, zu der diesmal auch Steffen Dhm erschienen war, zog er aus seiner Brusttasche eine Feder und legte sie vor dem Alten auf den Tisch: „Was ist das?“ Der Alte stuzte, selbst Christopher Boye schien interessiert. Steffen nahm die Feder, er betrachtete sie lange und eingehend, dann sagte er langsam: „Ja, das ist seltsam. Sind die wieder da?“ Gesche, die dabei gefessen hatte, wurde neugierig: „Was ist denn?“ Und nun erzählte Vater Christopher von den sagenhaften Vögeln, die es vor vielen, vielen Jahren einmal im Revier der Boyes gegeben haben sollte. „Man nennt sie Trappen, und der Hahn wird so schwer wie ein starker Rehbock.“ Gesche schüttelte den blonden Kopf: „Davon habe ich nie etwas gehört.“ — „Und den will ich schießen“, sagte Hinrich Boye, „seinen Tanzplatz habe ich. Bloß das Herankommen! Es ist die schlaueste Kreatur, die Gott geschaffen.“ Die beiden Alten nickten, sie waren Boyes

und verstanden den Jungen. Gesche aber krauste die Stirn: „Na, wenn es sein muß . . .“ Im Augenblick war keine hilde Zeit, aber es erforderte doch manchen Gang; das war damals, als die kleine Christine so schwer zählte und viel schrie. Der Bauer stand oft bei halber Nacht auf und ging hinaus in die Kühle. Die Wirtschaft litt nicht eben darunter, aber es war doch verhängnisvoll. Er war hinausgegangen, um die Wildnis zu Bauernerde zu machen. Jetzt schlug die Wildnis ihren Sohn wieder in ihren Bann. Der Traum von der sich verjüngenden Boyehufe kam seltener und seltener. Einmal hatte er zu Gesche davon gesprochen. Sie war müde gewesen an dem Abend von der Last des Tages. Sie hatte ihrem Mann über die Stirn gestrichen: „Ja, Hinrich, das wäre schon etwas! Aber dazu gehört Geld, viel Geld.“ Sie seufzte: „Und deine Gesche ist arm, sie hat dir nichts mitgebracht. Aber wir sind ja jung. Wenn wir fleißig und sparsam sind und die bösen Kriegszeiten einmal aufhören, dann wollen wir das Werk angreifen.“ So sagte die kluge Gesche, die nie den zweiten Schritt vor dem ersten tat, und ahnte nicht, wie töricht sie war. Sie ahnte nicht, daß Hinrich Boye sein Traumland brauchte, so oder anders. Was aber auch Hinrich nicht wußte, das war, wie schmerzlich Gesche darunter litt, daß sie als arme Frau auf den Hof der Boyes gekommen war und daß hinter all ihrem Wirtschaften und Schaffen Wunsch und Wille standen, mit ihrer Hände Arbeit den Talersack zu ersetzen, der in ihrer Aussteuer gefehlt hatte.

Jasper Petersen war klüger, er war fast unheimlich klug, jetzt, wo er immer näher an den Rand des Drüben kam. Er sah die erwachende Leidenschaft seines Eidams, aber er nahm sie ihm nicht mehr übel. Nur eine bange Sorge über-

schattete ihn, daß der Junge doch eines Tages in die Traden geriete, in denen sein Großvater gefahren war. Und eines Abends, als er mit Gesche allein war, begann er zu reden. Sie waren über die ganze Hofstätte gegangen, er hatte genickt, als er sah, was die fleißigen Hände seines Kindes geschafft hatten. Nun saß er still mit ihr in der Dämmerung, und ganz leise und vorsichtig begann er: „Sieh mal, Gesche, ich freue mich jedesmal, wenn ich zu euch komme und von euch gehe, aber ich möchte dir eins sagen . . .“, er machte eine Pause, „ich bin Zeit meines Lebens nur Interimswirt gewesen, das hat mich oft gequält. Wenn ich eigenen Boden unter den Füßen gehabt hätte . . .“. Und plötzlich klang eine Leidenschaft in seiner Stimme auf, die Gesche nie an ihm erlebt hatte. „Du weißt ja nicht, Gesche, was es heißt, immer daneben stehen. Du weißt nicht, wie gut du es hast, eigene Erde unter den Füßen! Halt sie fest, Gesche, halt sie fest, wenn böse Zeiten kommen, für deine Kinder, und sei gut zu deinem Mann, auch wenn er einmal Irrwege geht.“ „Aber Vater“, sagte Gesche ganz erschrocken, „Hinrich und ich leben so gut miteinander.“ Der Alte lächelte gequält. „Ja, Gesche, das weiß ich. Und du hast einen guten Mann. Aber es könnte doch sein . . .“, er brach ab. „Du weißt, warum ich ihn erst nicht zum Eidam gewollt, jetzt ist er ein Bauer geworden, aber eine Bauernhand hat er nicht. Ihm ist es hier zu eng. Ich bin nicht immer so gewesen, wie ich dir wohl erschien, ich verstehe ihn jetzt. Es könnte sein, daß er sich einmal gebärdet wie ein junges Pferd, das man zum ersten Male vor den Pflug spannt; es steigt und will rennen, wo es Schritt gehen muß“, er brach wieder ab. „Du bist verantwortlich, Gesche, für meiner Enkel Erbe, vergiß das nie!“ Gesche stiegen die

Tränen in die Augen: „Aber, Vater, wie redet Ihr! Ihr seid doch immer noch da. Und Vater Boye!“ „Ja“, sagte der Alte gedankenvoll, „aber eines Tages sind wir beide nicht mehr da, und dann mußt du es allein abmachen.“ Gesche bekam es mit der Angst. „Seid Ihr denn krank, Vater?“ Jasper Petersen schüttelte den Kopf mit der mächtigen weißen Mähne. „Nein, Gesche, krank nicht. Aber“, er schwieg eine Weile, „auch nicht mehr gesund.“ Er machte eine Handbewegung, als ob er etwas von sich wegschöbe. Und dann trat ein leises Lächeln auf sein Gesicht. „Ich wollte noch eins sagen, Gesche. Du darfst ihn nicht schelten. Glaub mir, viele Ehen werden auseinander gescholten.“ „Aber Vater“, fing Gesche wieder an, und es klang beinahe gekränkt, „schelte ich denn?“ Der Alte wiegte den Kopf, er lächelte wieder ein wenig. „Die Kinder hucken schon eine ganze Menge Schelte auf, und deine Mutter, Gesche, du mußt wissen, wir haben uns sehr lieb gehabt, Gott hab sie selig, aber sie hatte auch eine flinke Zunge.“ Er stand langsam auf und jetzt lachte er laut: „Der Hinrich, Gesche, ist ein Bollblut. Mit gut Zureden bringst du ihn zu allem, aber paß auf, daß er dir nicht über das Koppeltreck geht. Und wenn schon einmal, dann laß ihn laufen. Laß ihn nur laufen, Gesche, er kommt doch wieder zurück. Denn gut ist er.“

An diesem Abend begleitete Gesche ihren Vater bis an die Afterscheide. Es war ein stiller, verhangener, grauer Sommerabend. Ihr war bange ums Herz. Als sie droben standen, wo der Weg sich senkt, reichte sie dem Vater die Hand, und ihre Stimme zitterte vor verhaltenem Weinen. „Ich muß heim, Christine muß zu trinken haben, ich will auch an alles denken, was Ihr mir gesagt habt.“ Dann

schlang sie die Hände um seinen Hals und küßte ihn. Sie sah ihm lange nach, wie er langsam, hochaufgerichtet, an seinem Stock den schmalen Kirchsteig hinunterging ins Dorf, wo die ersten Lichter aufleuchteten.

Acht Tage später läuteten die Glocken zum Begräbniß des Papenbuurn. Er war ganz still eingeschlafen, ohne Krankheit und ohne Schmerzen. Pastor Heinsius hielt ihm die Grabrede zu dem Text: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel sehen, gehe ein zu deines Herrn Freude.“

Gesches Trauer war tief und aufrichtig, und die letzten Worte ihres Vaters schwangen wie ein dunkler Glockenklang hinein in die große Nothzeit, die jetzt kam.

Es war jenes Jahr, wo der feurige Schweif des Kometen wie eine drohende Rute am nächtlichen Himmel hing und alle Gemüther mit Entsetzen erfüllte. Als alte Frau hat Gesche immer wieder behauptet, daß der giftige Tau des Kometen Hinrich Boyes Geist verwirrt und vergiftet habe. Durch die deutschen Lande wälzte sich der Troß des ungeheuren Heeres seinem Verderben in den Eiswüsten Rußlands entgegen. Und es war fast, als ob jene Völker etwas ahnten von der Nimmerwiederkehr und wie eine losgelassene Horde nicht nur die Lande plünderten, sondern auch, was des Bauern Haus und Scheune bargen, in einer Weise verruchlosten, daß den Menschen, die daheim blieben, grauste. Als nun wieder Ruhe wurde, wollte auch Hinrich Boye das Verzagen packen, so hatte man die Ställe ausgeplündert. Und was seinem Hitzkopf besonders schwer einging, war die herrische Art, in der das Amt und die Kommandantur forderten und forderten. Er machte sich

nicht klar, daß sie ja nur Mädchen waren in dem großen Getriebe, an dessen Spitze der fanatisch flammende Wille des einen Mannes stand, der seinem Schicksal entgegen- ging. Tagelang lief der Bauer in dumpfem Brüten und verbissenem Groll über die Felder und in das heimliche Moor. Sein Grübeln fand keinen Ausweg. Wofür fronen und steuern, wenn immer wieder eine Willkür seine Wirt- schaft zerschlug und lähmte? Er war stolz gewesen, daß er fast wie ein Herr auf seiner Hufe gefessen hatte. Was er an Schoß und Zehnten zahlte, war das, was die Obrigkeit verlangen und fordern konnte. Die wenigen Dienste fielen nicht ins Gewicht, und im übrigen hatten sie im Ausbau freie Hand gehabt. Jetzt kam er sich vor wie die Bauern drüben im Ritterschaftlichen; die waren leibeigen und jeder Willkür preisgegeben. Gesche mußte ihm lange zureden, ehe er wieder anfing, sich selbst zu finden und die Arbeit zu tun, die nun doch einmal Bauernschicksal ist.

In diese Zeit fiel ein Erlebnis, das ihn innerlich vielleicht weit stärker aus den Fugen brachte, als irgendeiner es ahnte. An einem dunklen Herbsttage traf der Bauer bei der Heimkehr einen weißhaarigen Stelzfuß, der mühsam gegen den einsetzenden Regen ankeuchte. In seiner gut- herzigen Art nahm er ihn unter den Arm und brachte ihn auf den Hof. Er blieb auch eine Weile nach der Abendvesper in der Stube sitzen, denn Gesine hatte geheizt und der arme Teufel war jämmerlich durchfrozen. Ganz langsam taute er auf, und als er zu erzählen begann, da legte der Bauer die Pfeife, die er sich angebrannt hatte, aus der Hand und lag bald mit aufgestützten Händen über dem Tisch, ganz dem Bann des Alten verfallen. Der sah ver- loren in den Rauch seiner Pfeife, als ob die bunten Bilder,

die seine Erzählung auferstehen ließ und die ein Stück seines armseligen verwurckten Lebens waren, noch einmal wieder lebendig würden. Er war ein Hesse, ein Soldat, der die Feldzüge drüben, jenseits des großen Wassers mitgemacht hatte. Er war lebendigen Geistes gewesen in jenen jungen Jahren und hatte das Drüben mit anderen Augen geschaut als die meisten seiner Kameraden. Sein Herz war eigentlich immer auf Seiten der Aufständischen gewesen, und die Engländer haßte er ingrimmig seit der Überfahrt, wo es Schiffszwieback gab, der sieben Jahre in den Magazinen von Gibraltar gelegen hatte und den man für gut genug fand für die deutschen Hilfsvölker, die die Herren an der Themse hinübersandten. So schilderte er das Leben der Farmer drüben in der grünen Wildnis, die unendlichen Wälder mit ihrem Wild, aus denen der Bauer, wie er sagte, so viel Fleisch holte, wie er wollte. Die Farmen, die noch umhegt lagen von der schweigenden Einsamkeit des Urwaldforstes, und daß die Männer drüben sich vom Gouverneur nicht hatten besteuern und schurigeln lassen wollen und zusammen mit den Edelleuten des Landes gegen die Herrschaft der Engländer sich erhoben hatten. Von den roten Männern erzählte er, mit denen die Bauern in Fehde lebten, und die ihnen dann doch beistanden gegen die Beaffsteakfresser und unter ihrem Führer in schwerem Kampf die Unterdrücker aus dem Lande drängten. Es war wohl in Summa eine gar wunderliche Geschichtsschreibung vom Standpunkt eines Bauern aus, aber Hinrich Boye fielen diese Bilder wie rote Flammen in die Seele, und als der alte Mann fortfuhr zu erzählen von dem Soldatenleben, da wurde er nach außen hin ganz still, aber man merkte, wie es in ihm ar-

beitete und glosste. Auch Gesche hörte zu, aber es war für sie wie eine Märchenwelt, fern, wild, abenteuerlich, unwirklich. Und sie hatte immer wieder die Empfindung, daß der Alte, der doch so schlicht und eindringlich erzählte, über die Massen aufschnitt. Wälder, in denen es Bären gab und Wölfe, grausig! Wilde Stiere, größer als der größte Bulle, wer hatte so etwas vernommen! Und der Bauer saß da, schob dem Alten immer wieder den Teller mit Tabak zu und hing wie gebannt an seinen Lippen. Es war spät, als der Alte schloß. Die Pfentür stand offen, der rote Schein fiel zuckend auf den Fußboden. Jetzt hatte der Soldat den Kopf in die Hände gestützt und sah dem Rauch seiner Pfeife nach. Die Uhr ging mit leisem Tacken, seine Rede kam schwer durch das Dunkel. „Auch ich bin eines Bauern Sohn. Ich hätte nicht gedacht, daß ich einmal so durch die Lande fahren müßte. Mein Bruder hat den Hof. Ich hätte drüben bleiben können; da war ein Mädchen, die hätte mich genommen trotz meinem Stelzfuß, aber ich hatte schon eine Braut daheim. Als ich dann wiederkam, war sie lange verfreit. Da habe ich es auf dem Hofe nicht aushalten können, und dann bin ich so langsam auf die Landstraße geraten.“ Er schwieg und starrte in die Glut. Hinrich Boye brachte ihn selbst in die Kammer und sorgte am nächsten Morgen, daß er eine gute Mahlzeit bekam, und als er seines Weges weiterzog, trug er des Bauern alten Rock.

Mit Hinrich Boye war es wunderbar bestellt. Es war, wie wenn man einen Stein in einen tiefen Brunnen wirft. Nach außen hin hat sich der Spiegel bald beruhigt; was aber drunten in der Tiefe aufgerührt und lebendig wird, das spürt man erst weit später. Der Winter des großen Ko-

metenjahres ging zu Ende. Hinrich Boye hatte seine Arbeit getan, still und versonnen, ein wenig lässiger, wollte es Gesche dünken, als in früheren Jahren. Und dann kam der fiebrige, unruhige Frühling des Befreiungsjahres. Draußen, in den entlegenen Dörfern hatte er ein ander Ansehen als in den großen Städten und entlang der Küste. Dazu kam, daß noch lange Zeit hindurch der Feind im Lande stand oder die Landesgrenze von Hamburg und seinen Garnisonen aus im Schach hielt. Dann aber fiel der Aufruf der Regierung in die unruhig gärende Bevölkerung hinein, und wenn die großen, klingenden Worte in der Seele des häuerlichen Menschen zuerst auch nur einen oft verworrenen Widerhall fanden: das eine spürte er doch, es ging gegen den Unterdrücker, es ging gegen die Herrschaft, unter deren Willkür und Raubsucht er Jahre hindurch geseufzt hatte. Und als endlich der Herzog aufrief zur Bildung von Freikorps, zu Opfern für die neu aufzustellenden Truppen, da erhob sich auch der Landmensch in schwelendem Grimm, und selbst in mehr als einem alten Bauern begann es zu grollen und zu rumoren. Dann kamen die Musterungen und die Requisitionen, die diesmal sich gegen den Landfeind wandten, gegen den Unterdrücker und Bedränger. Wohl murrte man hier und da. Zu schwer hatte Jahre hindurch die Last auf den Schultern der Bauernschaft gelegen. Aber hier war es gerade der Boyebauer, der in Ohlendorf mit gutem Beispiel voranging und im Zusammenspiel mit dem klugen alten Schulzen aus der Dorfschaft herausholte, was sich herausholen ließ. Da war Gesche ganz anders. Ihre Blicke reichten nicht weit über den Hof hinweg. Sie widersekte sich nicht dem, was gefordert wurde, aber die Freudigkeit und der Schwung des Bauern gingen

ihr ab. Und heimlich brannte in ihrer Seele die Angst und die Sorge um ihren Mann, der immer mehr dem nüchternen Alltag des Bauern entrückt wurde und dessen Wunsch und Begehrt hineingriffen in die ferne, bunte, lockende Weite.

Es war Hinrich Boye gelungen, ein gut Teil seiner Pferde im vergangenen Jahre dem Zugriff der Kommissionen zu entziehen. So hatte er eine Koppel, wie wenige in der Nachbarschaft, und als jetzt in Rakeburg Pferde angekauft wurden für die reitenden Jäger, konnte er selbst mehrere stellen, und die übrigen holte er aus der Dorfschaft und den umliegenden Bauernhöfen zusammen. Dabei war ihm um so wohler, als er gleichzeitig hoffen durfte, ein gutes Geschäft zu machen. Ganz, ganz tief im Grunde seiner Seele schlummerte ein Wunsch, den auszusprechen, ja überhaupt nur einmal klar zu denken er sich scheute: der Wunsch, daß man ihn mit aufböte, daß er mitreiten dürfte in den Kampf. All die Bilder, die der alte Stelzfuß vor ihm hatte erstehen lassen von dem abenteuerlichen Soldatenleben, füllten sich in diesen Tagen mit Blut und Farbe, die aus Quellen stammten, um deren Rauschen nicht einmal seine Frau wußte. Am Dienstag vor Oculi bekam er Anweisung, seine Koppel Pferde in Rakeburg einzuliefern. Gleichzeitig sollte sich eine Anzahl von jüngeren Bauernsöhnen zur Musterung stellen. Natürlich war er nicht drunter als verheirateter Hauswirt und Vater von drei Kindern. Er hatte es sich immer wieder gesagt, aber als die Namen heraus waren und unter ihnen der eines guten Bekannten, Jochen Wosß, der der einzige Sohn seiner Mutter und auch sonst ein Kümmerling war, grollte er doch.

Es war ein merkwürdig schwülheißes Frühjahr mit viel Sprühregen, das eine fruchtbare Ernte versprach. Aber dies

Wetter hatte der Bauer nie vertragen. Er versackte dann ganz in sich, wurde verschlossen und gegen Fremde unwirsch. Am Abend vorm Aufbruch saßen Gesche und er lange mit einander in der Stube. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, es war plötzlich kühl geworden, so kühl, daß die Bäuerin eingeheizt hatte. Da hatte Gesche zum ersten Male eine Ahnung bekommen, daß die Traumwelt ihres Mannes mehr war als ein Märchen. Nach einem langen Schweigen legte Hinrich ihr plötzlich die Hand aufs Knie und sagte ein wenig stockend: „Sieh, Gesche, ist diese Zeit nicht fast so wie jene, von der der Stelzfuß erzählte?“ Gesche mußte erst nachdenken, ehe sie begriff, wohin er zielte. „Ja“, fuhr er fort, „nur in einem ist sie anders. Wenn dieser Krieg vorüber ist, so ist es mit uns Bauersleuten wieder alles, wie es war.“ „Ja, gottlob“, sagte Gesche, „gottlob, wenn wir wieder Frieden haben und unser Tagewerk tun können.“ „Ja“, fuhr Hinrich fort, „gewiß, aber sieh einmal, was kommt bei all unserem Werkeln und unserer Arbeit heraus? Nur das tägliche Brot!“ Gesche sah ihren Mann groß an. „Da haben es die Bauern jenseits des großen Wassers besser; sie wurden freie Herren durch ihren Kampf. Jetzt gehören ihnen die großen Wälder, Wild und Wald, Land für ihre Kinder, sie regieren sich selbst, niemand hat ihnen drein zu reden, kein Amt und kein Edelmann. Da lohnt sich noch Arbeit, und auch der Kampf hat einen Sinn.“ Gesche erschrak in tiefster Seele. „Großer Gott, Mann, mir würde grauen vor den wilden Wäldern, in denen Wölfe und Bären leben und die braunen Heidenvölker. Ich glaube gar, du beneidest die armen Menschen.“ „Arme Menschen? Ja, Gesche, ich beneide sie. Mag sein, ihr Leben ist schwer, aber es lohnt sich. Sie sind Herren, und wo sie es nicht

sind, können sie es werden. Wir bleiben immer dieselben.“ Er schwieg, dann wiederholte er leise: „Immer dasselbe Leben.“ Gesche war tödlich erschrocken. „Hinrich“, rief sie, „Mann, wach auf. Ich glaube wahrhaftig, du wärest imstande, alles hier aufzugeben und zu verlassen, um fortzugehen, drüben in das ferne Land. Mir graut, wenn ich daran denke. Ich hätte immer Angst und Sorge.“ Der Bauer schwieg eine lange Zeit, dann sagte er langsam: „Nein, Gesche, das könnte ich nun doch wohl nicht.“ Und nach einer Weile: „Jetzt nicht mehr. Aber sonst . . .“, er brach ab. Er machte eine Bewegung mit der Hand: „Ich weiß wohl, du erträgst das nicht.“ Er stockte und strich sich über die Stirn, als ob er sich langsam zurückfände: „Ich hab ja auch hier Haus und Hof! Und die Kinder und dich!“ Er stand auf und klopfte seine Pfeife aus. „Komm, laß uns schlafen gehen. Ich muß morgen früh heraus, wenn ich rechtzeitig wieder daheim sein will.“

Über Nacht war das Wetter umgeschlagen, der Himmel war blank, der Wind war auf Osten umgesprungen und wühlte in den kahlen Kronen des Boyehofes. Die frische Frühlingsluft hatte dem Bauern die Wolken von der Stirn geweht. Er hatte tief geschlafen und war früh aufgestanden. Als Gesche zum Melken ging, hörte sie sein lustiges Pfeifen vom Pferdestall her, wo er mit dem Knecht zusammen die Pferde striegelte und die Koppel zurecht machte. Als sie bei der Frühvesper saßen, mußte sich die Bäuerin wundern. Seine Augen waren blank, seine Haare hatten wieder Glanz, und der Mann, der tagelang in dumpfem Brüten umhergegangen war, federte jetzt von verhaltener Spannkraft und Frohsinn. Er strich seiner Frau über die Stirn, und

wiederum schmolz unter seiner sieghaften Fröhlichkeit ihre Zurückhaltung und der letzte Hauch von Groll, den sie aus dem Schlaf mit in den wachen Tag genommen hatte. Immer wieder mußte sie staunen, wie stark ihr Mann im Wetter hing. Er war wie eine Pflanze oder wie ein Wild, schutzlos dem Spiel von Regen und Wind, von Sonne und Mond preisgegeben, die Trieb und Willen in ihm weckten oder einschläferten. Als die Dielenuhr sieben schlug, kam Jochen Böß mit seinen Pferden. Er sah blaß aus; hinter ihm lag eine durchwachte Nacht. Er wollte nicht mithalten beim Frühstück und drängte zum Aufbruch. Es kostete einige Mühe, ihn an den Tisch zu bringen, aber auch da merkte man, daß er ganz gedankenlos mitaß und ab und an in die Unterhaltung ein paar Worte warf. Er war in sich versackt und machte einen geradezu verstörten Eindruck. Gott steh mir bei, dachte Gesine, wie kann ein Mannsbild so von den Füßen kommen! Und wenn es ans bittere Sterben ginge, ich möchte nicht, daß mein Mann so die Zügel über sich selbst verlore. Ein Stolz und eine Flamme heißer Zärtlichkeit schlug in ihr auf, als er sie in die Arme schloß, ehe er sich in den Sattel schwang. Er küßte sie und lachte sein tiefes, dunkles Knurren hinten im Hals. Und dann brachen sie auf zur Musterung nach Raseburg.

Gesine ging an ihr Tagewerk, aber sei es nun, daß sie das Gespräch von gestern Abend so aufgewühlt hatte oder daß die herbe Frühlingsluft ihr Blut in Wallung brachte, es ging heute alles ein wenig schwer. Mehr als einmal ertappte sie sich dabei, daß sie mit den Händen unter der Schürze müßig dastand und träumte. Erst am Nachmittag fand sie sich wieder zurecht und arbeitete nun doppelt, um das Versäumte einzuholen. Und als die Sonne rotglühend

am klaren Himmel herniedersank und in den feuchten Dunst der Wiesen, die sich nach Kirchdorf hin erstreckten, eintauchte, fing sie an, sich auf ihres Mannes Rückkehr zu freuen. Sie gab den Kindern ihr Abendbrot und brachte sie zu Bett. Sie selbst nahm sich vor, mit ihrem Manne zusammen zu essen. Es fing an zu dämmern. Sie ging noch einmal über den Hof, dann trat sie ins Zimmer, wischte in Gedanken verloren den Schweiß von den Fensterscheiben und sah in das Spiel der Baumkronen, die sich im Abendwind wiegten. Hinter dem Nußbaum über dem fahlen Streif im Westen hing groß und silbern der Abendstern. Im Backhaus bei Vater Bode klappte eine Thür, die Fledermäuse zickzackten durch die kühle Abendluft. Plötzlich schrak sie auf; die Dielenuhr hatte aus und setzte zum Schlagen an. Acht Uhr — Hinrich wollte doch schon vor Sonnenuntergang zu Hause sein! Zum erstenmal an diesem Tag überkam sie eine bange Sorge. Oh, es war nicht gut, daß er in die Stadt unter all das Kriegsvolk gegangen war, mit diesem heimlichen Sieden in seinem Blut. Er würde gewiß spät nach Hause kommen und auf Tage hinaus würde die Unruhe erwacht sein, die ihm die Freude an Haus und Hof nahm, am Tagewerk des Bauern und an seinem Schaffen. Vergeblich suchte sie ihrer Unrast Herr zu werden. Sie ging durch die Ställe, sie trat hinaus auf den dämmernden Hof, sie schalt sich selber töricht, als sie ein Stück den sandigen Weg emporging und nach der Landstraße spähte, die oben auf dem Kamm des Hügels entlang lief. Es war ja Torheit. Er tat gewiß einen scharfen Trunk mit den Konstruiererten, er würde Jochen Bode über das heulende Elend des Scheidens hinweghelfen in seiner frischen, ein wenig lärmenden Art und würde sicher bei Einbruch

der Nacht zurückkommen. Thorheit, sich um ihn zu sorgen und immer mit seinen Ängsten hinter dem Manne herzulaufen, der nun doch einmal ein Hauswirt absonderlicher Art war. So ging sie in die Kammer zurück und setzte sich an das Spinnrad, nachdem sie ein Glas Milch getrunken und ein Stück Grobbrot gegessen. Aber sie konnte es nicht verhindern, daß ihr das Herz schwer war und immer schwerer wurde.

Zu eben dieser Stunde saßen in der großen Stube des Schulzen im Dorf der Schulze und drei andere Hauswirte mit verstörten Gesichtern beieinander und sahen auf Jochen Böß, der totenblaß vor ihnen stand. Denn was er erzählte, wollte ihrem Denken und Fühlen nicht eingehen. Sie wußten nicht, war es eine Großtat oder ein Frevel, und hatte der Mann, der haltlos vor ihnen an der Wand lehnte, klug und verständig gehandelt oder war er ein Lump. Immer und immer wieder bohrte der alte Schulze nach und immer wieder erhielt er den gleichen Bericht. Jawohl, sie waren in Rasteburg gewesen. Und Hinrich Boye hatte seine Koppel Pferde abgeliefert. Nein, er war bar bezahlt, er war nicht betrogen. Er war mit ihm, mit Jochen Böß, hinübergewandert nach dem Hof, wo sich die Konstruktirten zu melden hatten. Ja, und dort war es geschehen. Als sein, Jochen Böß' Name aufgerufen worden war, da war der Bauer an den Offizier herantreten und hatte mit ihm geredet. Nein, er, Jochen Böß, habe nicht verstanden, was die beiden verhandelten. Aber der Offizier habe zuerst den Kopf geschüttelt, dann habe er dem Bauern auf die Schulter geschlagen und gesagt: „Er ist ein wackerer Kerl! Aber es geht nicht.“ Dann hatte Hinrich Boye wieder auf ihn eingeredet. Der Offizier hatte

kurz aufgelacht: „Gewiß, er ist mir schon lieber als der Jammerlappen dort.“ Indes sie so miteinander geredet hätten, sei ein anderer Offizier hinzugetreten mit silbernen Troddeln auf der Achsel, dem habe erst Hinrich Boye etwas vorgestellt, dann habe wieder der erste Offizier geredet, schließlich habe der Offizier mit den silbernen Troddeln kurz aufgelacht, die Achseln gezuckt und gesagt: „Weinet halben! — Aber er muß es schriftlich geben.“ Dann sei der jüngere Offizier mit dem Bauern weggegangen und nach einiger Zeit wiedergekommen mit diesem Papier, das der Schulze vor sich auf dem Tisch habe. Er, Jochen Boß, habe nicht gleich verstanden, worum es sich handle. Aber schließlich habe er begriffen, was geschehen sei. Hinrich Boye sei für ihn bei den reitenden Jägern eingetreten unter der Bedingung, daß man ihn, Jochen Boß, laufen lasse, dieweil er leibesschwach sei und der Letzte seiner Familie, noch unverfreit und ohne Kinder. Der Beutel mit Geld, der versiegelt vor dem Schulzen liege, sei das Geld für die Pferde, die der Boyebauer an die Kommission verkauft habe. Da er solches vernommen, habe er erst nicht gewollt, dann aber habe er gedacht, es sei Hinrich Boyes freier Wille und von Gott also gefügt. Als er ihn habe sprechen wollen, um ihm für seine Guttat zu danken, habe man ihm erklärt, daß der Bauer bereits eingekleidet und seit zwei Stunden mit einem Pikett von dannen geritten sei. Da habe er sich heimgemacht, aber er getraue es sich nicht der Bäuerin zu vermelden, die es ihn übel entgelten lassen werde. Und nun bäte er, ihn nach Hause zu lassen, er sei elend und wie zerschlagen.

Der grauhaarige Schulze nickte. Ja, es würde schon seine Wichtigkeit haben. Es war ein richtiger Boye-Streich. Und dann übermannte ihn der Groll. Da sollte doch das heilige

Donnerwetter dazwischen fahren! Wie konnte ein Mann Frau und Kinder daheim im Stiche lassen und hinausrennen in Krieg und Abenteuer! Verächtlich sah er auf das Brack von Mann vor ihm. Das hätte nicht sein dürfen! Man mochte von den Boyes sagen und denken, was man wollte, sie waren doch aus anderem Holz geschnitzt als diese Jammergestalt. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, wenn er an den alten Boye-Vater dachte. Und an die Frau! Herrgott, die Frau! „Mach dich fort“, sagte er mit schwerer Stimme, und als jener nach der Türe wankte, fügte er verächtlich hinzu: „Und komm mir nicht wieder unter die Augen.“ Dann holte er seine Frau und trug ihr die Sache vor. Die wurde blaß wie der Kalk an der Wand. „O Gott, o Gott“, sagte sie nur und schüttelte den Kopf, „Mann, Mann, wie soll ich das der Gesche beibringen?“

Und dann erging sie sich in Jammern und Schelten über Hinrich Boye und über die Mannsleut überhaupt. Aber der Schulze war mit seinen schwerfälligen Gedanken nunmehr ins Reine gekommen. Er schnitt ihr das Wort ab. „Es wird Nacht, soll Gesche bis morgen lauern und sich zuschanden ängstigen? Ich gehe und du gehst mit.“ Er nahm seinen Handstock aus der Ecke hinter dem Schapp und ging mit der Schulzin hinaus in die Dämmerung.

Die beiden ahnten nicht, daß sie sich ihren Gang hätten sparen können. Das Gerücht war längst im Dorfe herum. Man hatte Jochen Boß, der so wider alles Erwarten von der Konstription heimgekehrt war, alles abgefragt. Nun war aber die Magd vom Boyehofe bei ihrem Schatz im Dorf gewesen, und als sie das Schreckliche erfuhr, war sie weinend und jammernd nach Hause gekommen und hatte der Bäuerin erzählt, was geschehen war. Gesche hatte am

Spinnrad gefessen, aber das Schnurren hatte längst aufgehört. Die Ahnung von etwas Bösem hatte sich bei ihr immer stärker verdichtet, sie lag wie eine Last auf ihrer Brust. Dann hatte sie das Schluchzen des Mädchens draußen auf der Diele gehört, und als dieses eintrat, saß die Bäuerin steil und aufrecht in ihrem Stuhl, aber so totenbläß, daß der Magd grauste. Sie schrie nicht und sie weinte nicht, ihr Kopf sank nur mit schwerem Stöhnen auf den Tisch. Dann hatte sie sich aufgerafft, in fliegender Hast alles aus dem Mädchen herausgefragt, was es im Dorfe gehört hatte. Und jetzt saß sie wieder aufrecht im Stuhl wie versteinert. Ob und an flog ein Zittern durch ihre Glieder, sie knirschte mit den Zähnen und stöhnte. Trine-Tanten, die in Kirchdorf gewesen war, war darüber zugekommen und laut schreiend hinüber gelaufen zu Vater Boye ins Backhaus. So hatte der es erfahren und Ohm Steffen. Als die beiden Alten herüberkamen, hatte Gesche die Magd zu Bett geschickt. Trine-Tanten saß am Tisch und jammerte und weinte, und Gesche stand steif wie ein Pfahl am Fenster und sah in das Dunkel hinaus. Der Schulze kam, er setzte sich, er berichtete ganz sachlich, ganz kurz. Und dann fügte er hinzu: „Ich werde an das Amt schreiben. Es ist gegen alles Herkommen, daß man einen verheirateten Hauswirt in den Krieg schickt und einen Jungkerl laufen läßt.“ Gesine schüttelte ganz leise das Haupt, dann sagte sie mit verschleierter Stimme: „Das wird nichts nützen. Es ist des Bauern freier Wille und sie haben ihn ja auch gleich fortgeschickt.“ Dann schluchzte sie trocken auf. „Er hat sich fortschicken lassen, er hat fortgewollt. Wir können ihn nicht halten. Ihr nicht, Schulze, und ich nicht.“ Ihre Stimme losch aus. Die beiden alten Boyes saßen in einer

Ecke, blaß und starr, wie Jammer und Verzweiflung. Dem Schulzen grauste es. Er ging bald mit seiner Frau von dannen. Trine-Tanten hatte mit ihrem Jammern auf gehört, sie seufzte nur ab und an, sonst herrschte Schweigen. Möglichlich sagte der alte Boye: „Er wird wiederkommen!“ Ihm Steffen nickte ganz langsam und bedächtig. „Ja, er muß wiederkommen!“ „Wir wollen alle Tage für ihn beten“, sagte Trine-Tanten. Gesines klares Antlitz war wie aus Stein. Der Mond, der ins Fenster lugte, hob es aus dem Dunkeln. Wieder schüttelte sie ganz leise den Kopf. Es war fast so, als ob nur ihre Augen verneinten. „Wiederkommen? Ja, er mag wiederkommen. Aber, wen der Krieg mitgenommen hat, der wird nie wieder Bauer, nie wieder!“

Am jenem Abend, als der Schulze die Nachricht brachte, daß Hinrich unter die Soldaten gegangen sei, hatte der alte Christopher Boye seiner Schwiegertochter in seinem Herzen beigepflichtet, als sie sagte: „Es ist des Bauern freier Wille, er hat fort gewollt, wir können ihn nicht halten.“ Aber zwischen Herz und Kopf ist ein Zwiespalt, und als er am nächsten Tage erwachte, da war in ihm etwas von dem Trotz des alten Hauswirtes aufgestiegen, und er hatte sich des Schulzen Einwand zu eigen gemacht: „Es ist gegen alles Herkommen, daß man einen verheirateten Hauswirt in den Krieg schickt und einen Jungkerl laufen läßt.“ Er zog sich den Kirchenrock an, ließ anspannen und fuhr zum Drost nach Schönberg. Die verhaltene Unruhe und der Fieberrausch einer Zeit, die er nicht verstand, die aber allen Menschen in den Knochen steckte, konnten ihm nichts anhaben. Groß und gelassen ging er über den Markt, hörte mit eisernem Gesicht, was die Männer im

Krüge miteinander redeten, und ließ sich die Anschläge, die an den Wänden klebten, vorlesen. Dann ging er stur und mit harten Schritten auf die Amtsstube und ließ sich beim Drossen melden. Er mußte lange warten, viel Volks ging aus und ein, und die Schreiber und Amtstreiter hatten es gar hild. Endlich stand er vor dem Drossen und brachte sein Anliegen vor. Der hörte ihn ruhig an, legte die Hand über die Augen und dachte eine Weile nach. Wie sollte er dem Alten klar machen, daß sein Sohn im Recht war und er, der Alte, im Unrecht? Das heißt — Recht? Nach den Buchstaben und Paragraphen konnte der Hauswirt Christopher Boye die Rückberufung seines Sohnes fordern, aber Buchstaben und Paragraphen in dieser Zeit? Er war ein alter Mann, der Drost, aber sein Herz war jung. Er dachte an seinen einzigen Sohn, der auch mit geritten war, der ihm die Einwilligung abgetroßt hatte. Als der Vater zuletzt leise sagte: unser Stamm steht auf zwei Augen! da hatte ihm der Junge den Wappenspruch seiner Familie entgegengehalten, und der Alte war Edelmann genug gewesen, um zu schweigen und ihn ziehen zu lassen.

Aber mit dergleichen Gründen, das wußte er, konnte er dem Bauern nicht kommen. So schüttelte er, als der Alte geendet hatte, nur stumm den Kopf: „Es ist des Bauern freier Wille, wie Ihr selbst sagt, dagegen kann die Herzogliche Kammer in dieser Zeit nichts tun. Ihr müßt Euch drein finden.“ Dann trat er ans Fenster und schaute hinaus. Der Bauer saß stumm in seinem Stuhl, sein Gesicht war steinern. Und doch spürte der Alte, daß hinter der breiten hohen Stirn die Gedanken arbeiteten. Er drehte sich um, legte ihm die Hand auf die Schulter und

sagte leise: „Meiner ist auch mit!“ Da richtete Christopher Boye sich auf. Und als die beiden Männer einander ins Auge schauten, da verstanden sich Edelmann und Bauer. „Wenn dem so ist, Herr Drost, so will ich mich fügen! Was sein muß, muß sein.“

Und was noch nie geschehen war, der Drost geleitete den Bauern zur Thür und reichte ihm die Hand.

Es dauerte drei Wochen, bis der erste Brief vom Bauern kam. Der alte Baumann war in Schönberg gewesen, dort hatte man ihm das Schreiben mitgegeben, und als er abends mit der Bäuerin abrechnete, kam er nach vielem Drucksen mit dem Brief heraus. Gesine wurde blaß, sie entließ den Alten, der froh war, aus der Thür zu kommen, und dann machte sie das Schreiben auf. Hinrich hatte nicht selbst geschrieben. Ein Kamerad von ihm hatte zu Papier gebracht, was der Bauer zu sagen hatte. Und so war es wie das strubbelige Haar eines Kindes, das wenigstens einmal schon mit einem weiten Kamm durchgekämmt ist. Es war eine richtige Boye-Epistel. Gesine lächelte ein ganz schmales Lächeln. Hinrich steckte darin wie er lebte und lebte. Nach dem Abendbrot behielt sie Vater Boye bei sich und las ihm das Schreiben vor. Der Alte saß im Winstersstuhl, er hatte seine verarbeitete Hand über die Stirne gelegt und hörte zu. Dann sagte er: „Ja, das ist nun so. Der erste Teil, da stecken all die Wörter drin, die in den großen Zetteln an die Wände gebackt sind in Schönberg am Markt und in der Amtsstube. Sie hören sich gut an, und es ist auch wohl recht so. ‚Waterland‘ hört sich gut an. Es klingt so nach ‚unser Hof‘. Aber von Hinrich steckt nichts darin. Doch was er dann schreibt von seinem Leben und

Treiben dort draußen unter dem Soldatenvolk, darin steckt der ganze Hinrich Boye, dem es hier drinnen zu eng wurde. Du mußt das verstehen, Gesche. Er schlachtet nach seinem Großvater, der war auch so. Nur er tobte es aus im Jagen und, Gott sei es geklagt, in den letzten Jahren beim Kartenspiel und Trunk. Und nur was auf der letzten Seite steht, Gesche, das geht an dich. „Du mußt mich verstehen, Gesche, er tat mir zu leid und ich mußte einmal heraus. Vielleicht werde ich ein guter Bauer, wenn ich wieder komme. Grüß mir die Kinder und gib dem Braunen vom Kälberheu.“ — Gesine lächelte ein wenig bitter. Der Vater kannte seinen Jungen. Und sie kannte ihren Mann. Was nützte das Klagen, er war nun einmal so geartet, wie er war, und der Name, den man ihm heimlich gab, der „Edelmannsbuur“, traf den Nagel auf den Kopf. Der Stelzfuß hatte ihm das Blut aufgerührt zum ersten Male, als er von dem weiten Lande drüben jenseits des großen Wassers erzählte und von den stolzen Bauern, die dort die Flinte führten und den Pflugsterz, die jagten und so viel Wald niederlegten, wie sie für sich und ihre Kinder brauchten. Aber auch, wenn der nicht gekommen wäre, so wäre sein Blut doch wohl aufgewacht eines Tages. Die Hufe der Boyes war zu klein, und ihr Vater hatte wohl recht gehabt, als er von ihm sagte, er hätte in die Marsch gehört, hinter den Deich. Im Kampf mit dem blanken Hans, da hätte er sich austoben können.

Ihre Bitterkeit und ihr Groll hielten nicht vor. Es war wunderbar, wieviel die kluge Gesche sah und erkennen konnte, auch da, wo es gegen Wunsch und Begehr ihres Herzens ging. Darin war sie ganz anders als sonst das Frauenvolk.

Solche Briefe wie dieser erste kamen jetzt in langen Abständen immer wieder. Nur der erste Teil mit den großen Worten, die so schön klangen und prahlten, fiel mehr und mehr ab. Aber dafür wurde der zweite Teil um so größer. Der Kamerad, dem Hinrich diktierte, mußte gar gewandt mit der Feder sein. Und einmal stand unter dem Brief: „Wir haben deinen Mann alle sehr gerne. Er ist ein guter Kamerad.“

Gesches Briefe waren ganz anders. Sie waren kurz und fingen alle an: „Lieber Hinrich, mit Freuden ergreife ich die Feder.“ Dann erzählte sie von ihrem Tagewerk auf dem Hof und im Felde, vom Stand des Viehs und von den Kindern. Sie schrieb aber erst, als unter dem dritten Brief ihres Mannes in großen, ungefügigen Buchstaben stand: „Schreib mir, Gesche! Warum schreibst du nicht?“

In den Wochen, die jetzt folgten, arbeitete Gesine von morgens bis abends. Sie mußte wohl, denn der Bauer war mitten aus der Sadelzeit fortgelaufen in die Abenteuer des Krieges. Und nun lag die ganze Last auf ihr. Wenn sie abends todmüde auf ihr Bett sank, dann hatte sie nicht lange Zeit nachzudenken. Meist fiel sie in den Schlaf, wie in eine tiefe, dunkle Grube, und nur wenn der Westwind wehte und der Mond mit blauem Licht in ihre Kammer sah, konnte sie den Schlaf nicht finden. Dann sprangen Gedanken und Erinnerungen sie an wie eine Koppel Hunde, über die man plötzlich die Nacht verloren hat. Was hatte ihre Schwägerin Marianne ihr doch gesagt an jenem ersten Pfingstfeste, wo alle Boyes zur Laufe des kleinen Jasper gekommen waren? Sie hatten im Garten zusammen gesessen, da hatte Marianne mit gutmütigem Lachen Gesches

Hände vom Schoß aufgehoben und in die ihren genommen. Und als sie die Schwielen sah, die Gesche von der Garten- und Hausarbeit hatte, hatte sie gelächelt. „Ja, Schwägerin, du hast schon die richtige Hand für den Boyehof. Aber auf die Hand allein kommt es nicht an. Deine Stimme ist noch zu weich. Das Kommandieren wirst du auch noch lernen.“ Gesche hatte den Kopf geschüttelt. „Das ist Hinrichs Sache.“ Aber Marianne hatte in ihrer guten Art wiederum gelächelt. „Ach, Gesche, laß ihn nur nicht zu viel kommandieren. Dann bekommst du es doch nur schwer, wenn du ihm das Leit aus der Hand nehmen mußt.“ Und als Gesche wiederum den Kopf schüttelte, wurde sie ernst: „Glaub mir, es ist nun einmal so: auf diesem Hof müssen die Frauen die Kerls kommandieren. Das ist Schicksal.“ So hatte Marianne gesagt, die damals bald an die Vierzig war, aber immer noch eine wunderschöne Frau. Nur das Bärtchen, das sie trug, war stattlicher geworden als damals, wo sie als Jungmädchen der Schrecken aller Mütter war, welche heiratsfähige Söhne hatten.

Nun war es so weit, nun spannte das Schicksal sie an, wie es alle Boyefrauen angespannt hatte, von denen Trines Tanten — diese lebende Geschichte des Boyehofes — erzählte. Aber noch ein anderer wurde wieder ins Geschirr gespannt und legte sich in die Sielen mit all der Kraft, die ihm noch geblieben war. Das war Vater Boye. In den Monaten, die nun kamen, hatte er keine Zeit, an seinen bösen Husten zu denken, und der bohrende Schmerz in der Magengrube wurde zur Ruhe verwiesen wie ein Hund, dessen Knurren man nicht hören will. Er blieb im Backhaus wohnen, aber früh morgens vor Tau und Tag, wenn Gesche auf den Hof trat, war der Alte bereits wach und

gab acht, daß den Pferden ihr Recht wurde. Dann ging er mit dem Knecht hinaus in den wehenden Frühlingswind, und der Pflugsterz kam nicht aus seiner Hand, bis er bei sinkender Sonne den Haken aus der Furche kippte und die Pferde absträngte. Dann war er oft so todmatt, daß er vermeinte, nicht mehr die tausend Schritte nach dem Hofe gehen zu können. Ganz schwer und mühsam, stöhnend vor Schmerz richtete er sich auf und trat zwischen die zwei Pferde. Er hängt sich mit beiden Armen in das Geschirr, und es war seltsam, fast als ob ihn die klugen Tiere verstünden. Sie gingen langsam, mit nickenden Köpfen den Hügelweg hinan, empor zum Hof. Und dann war der Alte wiederum so weit, daß er sie abschrren konnte. Oder er rief den Knecht und drückte sich leise in die Scheundiele, wo er einen Augenblick auf der Haserkiste saß und sich erholte, bis er zum Vesperbrot herüberkam. So machte er das alte Bauernwort zu schanden: „'n oll Fru un 'n oll Rauh, dägen immer noch wat tau, 'n oll Mann un 'n oll Pierd, sünd narens nix tau wiert.“

Sie legten sich alle wacker in die Sielen, die Menschen auf dem Boyehofe. Der kleine Jasper trug der Mutter Holz und Torf, sammelte die Eier und ging oft stundenlang neben des Großvaters Gespann her und trieb die Pferde mit dem Zuruf seiner hellen Stimme an, denn das wurde dem Alten schwer. Und das Unerhörte geschah, selbst Ohm Steffen nahm einen Anlauf. Als Gesche eines Nachmittags in den Garten ging, um zu graben und Beete abzutreten, fand sie den Alten dabei, den Garten in Schick zu bringen. Es ging zwar langsam, aber nie waren die Beete so sauber abgetreten, nie standen die Saatreihen so schier und gerade als in jenem Jahr. Brum:

mend erklärte ihr der Alte, daß sie hinfürder im Garten nichts verloren habe; zum Säen holte er sich den kleinen Bernhard, ließ sich seine Hand zeigen und nickte wohlgefällig. Als Gesine ihn einmal lobte, weil das Gemüse so gut stand, schüttelte er den Kopf. „Das kommt nicht von mir; Bernhard hat eine gesegnete Hand“, sagte er. Freilich, als das Unkraut kam und es ans Hacken ging, konnte der Alte nicht mehr mit. Die Kleinmagd mußte heran und die Kinder. Aber er stellte sie wenigstens an und hielt sie mit Brummen und Schelten oder mit Loben und Schmeicheln so in Schuß, daß der Garten so gelectt aussah wie alle Jahre. Auch in der Heuernte, beim Wenden spielte er mit, und wenn er auch nicht mehr viel schaffen konnte und öfters auf seinen Harkenstiel gelehnt den andern zusah, so sagte er doch abends, wenn Gesine ihn lobte, mit seinem unaussprechlichen Grien: „Ja, ja, of lütt Weih giwt Meß.“ Als die Erntezeit kam, da war es allerdings aus mit ihm, aber er nahm Gesine die Kinder ab, lehrte sie allerhand von seinen Handfertigkeitkünsten und erzählte in seiner brummigen Art mancherlei, was ein Bauernkind wissen muß. Warum die Kröte rote Augen hat, was die Tiere miteinander sprechen, und selbst an den Webstuhl vermochte er sie zu banen. Gesine war ganz erstaunt, als sie an einem regnerischen Nachmittage zu dem Runks, Runks des Webbaumes das helle Lachen der Kinder hörte. „Nun reißt er das Maul auf“, sagte ihm Steffen und öffnete das Fach, „nun kriegt er was zwischen die Zähne“, dann warf er das Schiffchen hindurch, „nun stopfe ich es ihm in den Hals.“ Er holte den Baum an, und dann begann das Spiel von vorne.

So kam man an die Ernte, man kam hindurch, schlecht und recht, die Felder wurden kahl, die Wiesen

gaben den zweiten Schnitt, und wiederum ging der Pflug über die kahlen Felder und legte Streifen auf Streifen der braunen Ackererde um. Und dann kam der Tag, da ward Vater Bonye der Pflugsterz, den er durch fünfzig Jahre geführt hatte, aus der Hand genommen. Als er am Abend vor Martini heimkam, war er blasser als sonst, er aß nicht und ließ sich von Gesine nur ein wenig heiße Milch geben. In den letzten beiden Wochen schon hatte die Bäuerin mit Sorge bemerkt, daß der Alte immer mehr das Essen ausschlug und entsetzlich mager geworden war. Auf ihre besorgte Frage, ob er krank sei, schüttelte er nur den Kopf: „Nur müde, Gesche, müde auf den Tod.“ Er ging dann, worüber sie sich wunderte, mit in die Kammer und sah zu, wie sie die Kinder ins Bett brachte. Er saß schweigend in dem Backenstuhl und hielt die mageren Hände gefaltet, als sie mit den Kleinen den Abendsegen sprach. Dann strich er ihnen durch die blonden Haare und sagte „Schlaft gut!“ Er gab Gesche die Hand, aber anstatt gleich hinüber zu gehen in seine Wohnung, wanderte er noch einmal durch alle Ställe, strich den Kühen über den Kopf und schlug den Pferden auf den glatten Hals, dann wankte er langsam durch die Dämmerung ins Bachhaus. Gesche, die durch das Fenster sah, wunderte sich, wie langsam er schlich, und wiederum ward sie mit Schrecken gewahr, daß er sich ganz gebückt hielt und beide Hände unter die Herzgrube preßte. Gottlob, in wenigen Tagen war die Pflugarbeit beendet, dann sollte der Alte zu Hause bleiben und sie würde sich steif dagegen legen, wenn er wiederum Hofarbeit anfassen wollte. Der neue Großknecht schien gut einzuschlagen. So würde man es schaffen, und der alte Mann konnte seine Ruhe haben. Sie war, weiß Gott, wohl

verdient. Die Bäuerin legte sich schlafen, aber seltsam, so abgearbeitet sie war, sie konnte den Schlaf nicht finden. Es knackte im Gebälk, dazwischen klang das dumpfe Stampfen der Pferde, und alle jene vielen, vielen Geräusche wurden wach, die die schweigenden Nächte eines alten Bauernhauses füllen. Der Mond sah mit blauem Schimmer in ihre Schlafkammer, und sie beobachtete von Stunde zu Stunde, wie die Schatten weiterrückten. Plötzlich schrak sie auf. Auf dem Hofe wurden Schritte laut, und dann klopfte jemand an die Scheiben. Es war Dhm Steffen. „Erschrick nicht, Gesche, der Bauer ist zum Liegen gekommen, ich glaube, er geht noch in dieser Nacht von uns. Weck die Kinder nicht, und komm herüber.“ Im Augenblick war Gesche draußen und lief durch die kühle Nacht in das Backhaus, in dem Licht brannte. Der Alte saß aufrecht im Bett, den Kopf zurückgelehnt, und atmete schwer. Als sie zu ihm trat, schlug er die großen hellgrauen Augen auf: „Ja, Gesche, nun ist es alle mit mir, und du mußt alleine fertig werden. Aber die Pflugzeit haben wir noch geschafft.“ Er lächelte ganz leise. „Weine nicht, meine Tochter, ich bin müde und freue mich, daß ich zum Ausruhen komme. Du bist tapfer, Gesche, tapfer und treu! Der Hof liegt bei dir in guten Händen, und die Kinder schlachten nach dir, gottlob!“ Er schwieg wiederum erschöpft. „Nein, Schmerzen hab ich nicht, nur müde, ach so müde!“ Gesche saß bei ihm nieder und hielt seine Hand. Sie strich ihm immer wieder über die Stirn, sie sah mit kundigem Blick, daß menschliche Hilfe vergeblich war. Dhm Steffen stand am Fußende des Bettes und rieb dem Sterbenden die Füße. Sein Gesicht war von einer merkwürdig ruhigen Verstortheit. Nach einer Weile setzte der Alte noch einmal an, er murmelte nur noch, und Gesche

mußte sich über ihn beugen, um ihn zu verstehen. „Hinrich wird wiederkommen, aber du mußt doch das Leit behalten.“, das andere war nicht zu verstehen. Und dann nach einer Pause, ein wenig lauter: „Es soll keine große Leiche werden, Gesche, es ist Krieg und böse Zeit, nur die Nothherren und die Verwandtschaft.“ Er fing an, den Kopf hin und her zu wenden. Er reckte sich. „So müde!“ Dann war es aus. Gesche legte seine Hände ineinander, drückte ihm die Augen zu und betete ein Vaterunser. In Ohm Steffens Gesicht arbeitete es, aber es dauerte nicht lange, dann trug er wieder seine gewohnte steinerne Maske. Er verhängte den Spiegel, öffnete das Fenster und ging durch Haus und Garten, um dem Vieh den Tod des Bauern anzusagen. Drei Tage später brachten sie den alten Boye zu Grabe. Pastor Heinsius sprach über das Wort „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“. Es regnete leise, als das Trauergefolge auf den Boyehof zurückkam. Der Herbst war da.

Gesche trauerte von Herzen um ihren Schwiegervater. Er war ihr mehr gewesen als ein Halt und eine Stütze in dieser Zeit, wo sie so schwer arbeitete und sich quälte, um ihren Kindern das Erbe zu retten. Seit Jasper Petersen aus der Welt gegangen war, hatte Gesche sich immer enger an Christopher Boye angeschlossen. Was die beiden Menschen verband, den Greis mit der jungen Frau, das war die Liebe zu dem Mann, um den ihrer beider Herzen bangten. Das war aber auch die Sorge um den Hof, in dem sie beide verwurzelt waren. Diese Sorge, die Gesche als ein Vermächtnis ihres sterbenden Vaters überkommen hatte, erkannte der alte Boye mit klarem Blick. Es war

die Brücke geworden, auf der die beiden zueinander gefunden hatten, und dann erst hatte Gesche verstanden, wie der Vater am Sohne hing. Sie hatte nie über ihren Eheherrn mit dem Vater gesprochen, aber wenn ihr heißes Herz einmal in Zorn oder Groll sich verkrampft hatte, dann hatte der Alte mit seiner gelassenen Güte manches wieder eingereckt.

Nun war es für die Bäuerin rührend zu sehen, wie Steffen Dhm, des Verstorbenen Bruder, bemüht war, an Vater Boyes Stelle zu treten. Die Zeit, wo sie glaubte, daß der Alte sie heimlich hasse, war längst vorüber. Sie hatte sein wunderliches Wesen begriffen, das sich aus seinem Schicksal ergab: er hatte immer nur am Rande gestanden. Er hatte zeitlebens in der Kate am Hang gewohnt. Er war bei dem unordentlichen Gewese, das früher auf dem Hofe herrschte, nie eigentlich so recht in die Wirtschaft eingespannt gewesen. Alles stand bei ihm auf freiem Willen. Als Schäfer war er in jungen Jahren viel draußen gewesen, den ganzen Sommer über hatte er in seinem Karren geschlafen, und wie er vom Hang her oder von der Dresch aus auf Hof und Kornacker sah, so war sein ganzes Verhältnis zum Hofe überhaupt bestimmt gewesen. Er gehörte natürlich auch dazu, aber eben nur auch. Der Bauer sah seine Wirtschaft vom Kornacker aus, er von seinen Schafen und seinen Bienen.

Nun aber, wo sein Bruder auf dem Kirchhof lag, spürte er dunkel eine Verpflichtung, in seine Fußstapfen zu treten. Zunächst rein äußerlich. Er gewöhnte sich mehr und mehr daran, zu den Mahlzeiten zu erscheinen, dann aber blieb er auch nach der Nachtkost bei der Bäuerin sitzen, redete mit ihr in seiner trockenen, ruhigen Art, und Gesine,

die ganz genau wußte, wie viel der Alte vom Wirtschafts-
gedinge verstand, hatte doch einen Mann, mit dem sie sich
aussprechen konnte. Wenn er ihr auch nur mit seinem Rat
zur Seite stehen konnte. Sonst hatte sie nur Trine's Tanten,
die um sie war wie ihr Schatten, aber doch bei ihrer scheuen,
ängstlichen Art nicht über die Grenzen von Haus und Stall
hinweg zu sehen vermochte. Dhm Steffen war ein kluger
Mann, nur daß er nicht gewohnt war, was er wußte, auch
praktisch zur Tat werden zu lassen, soweit es sich nicht um
seine Schafe, seine Bienen und um seine Handfertigkeit
handelte.

So kam es, daß er an jenem Abend der Bäuerin gegen-
über saß, als der Schlag über die Hufe der Boyes her-
niederging.

Die Tage waren regnerisch und kühl geworden, es war
überhaupt ein richtiges Regenjahr gewesen, und die Hoff-
nung auf einen blanken Herbst schwand mehr und mehr
dahin. Am 18. Oktober hatte gegen Mittag ein starker Re-
gen eingeseßt, so daß alle Arbeit auf dem Hofe ruhen mußte.
Gesche hatte ihr Spinnrad aus dem Winkel hervorgenom-
men und saß in der Stube. Der Wind warf den Regen ans
Fenster, daß es platschte. Steffen Dhm war über Mittag
dort geblieben und sah mit gequältem Blick in die graue
Dämmerung hinaus. Er konnte keinen Regen vertragen,
es ging ihm nicht anders als seinen Schafen. So saßen sie
einander schweigend gegenüber, nur ab und an fiel ein
Wort. Plötzlich richtete sich der Alte im Stuhle steil auf,
seine Hände hielten die Lehnen umkrampft, er stand auf,
er starrte weit vornübergebeugt mit aufgerissenen Augen
durch die trüben Scheiben, sein Atem ging schwer und
keuchend. Gesche erschrak, eine lähmende Angst legte sich

auf ihr Herz, und auf einmal setzte die alte Dieleuhr mit ihrem langsamen Ticktack aus. Das dauerte aber nur drei oder vier Schläge, dann hatte sie wieder ein und ticktackte weiter. Der Alte keuchte, dann schlug er die Hände vors Gesicht, sank in den Stuhl zurück und flüsterte heiser: „O Gott, Gott steh uns bei!“

Der Faden riß ab und wand sich quirlend in den Kamm. Gesine sprang auf: „Dhm, Dhm, um Gottes willen, was ist geschehen?“ Der Alte saß im Stuhl, er hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und stöhnte. Eine Todesangst hielt die junge Frau gepackt, sie stand vor ihm, sie wagte nicht, ihn anzurühren. Endlich nach einer langen Weile nahm der Alte die Hände vom Gesicht, starrte Gesine an, als ob er aus einer fernen Welt käme, dann sagte er leise: „Tot ist er nicht! Er hat mit der Plempe einen über den Schädel gekriegt, dann haben sie ihn verbunden“, er stockte, „viele Binden, das Blut kam immer wieder durch, aber zuletzt lag er ruhig und atmete wieder wie ein Mensch, vorher warf er sich hin und her, daß sie ihn festhalten mußten.“ Gesine wankten die Knie, nicht einen Augenblick zweifelte sie, daß sich alles so zugetragen hatte, wie des Alten Fernblick es gesehen. Dazu das Aushaken der Uhr; aber gottlob, sie war weiter gegangen, sonst, wenn die Toten sich melden, bleibt die Uhr stehen. Die Bäuerin setzte sich in ihren Stuhl, legte den Kopf auf die Arme und weinte herzerbrechend.

Am selben Nachmittag war das Jägerregiment Nord bei Möckern zum dritten Male vorgegangen. Es hatte die Attaque der Chevauplegers abgewiesen, aber der Unteroffizier Hinrich Boye lag, als die Abendsonne rot wie Blut

durch die schmalen, grauen Wolkenbänke glitt, in schwerem Wundfieber im Feldlazarett. Als der Feldscher von seinem Bett zurücktrat, suchte er die Achsel: „Mag sein, daß er durchkommt, er hat ja einen festen mecklenburgischen Dickhädel.“

Drei Tage später klangen von Kirchdorf herüber die Glocken, die große Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen. Freudenfeuer brannten, und Fahnen flatterten im Wind. Drei Wochen später kamen die Briefe und Verlustlisten, da waren die Feuer längst erloschen und Frauen und Bräute weinten.

Sonst hatte Gesche niemals auf Briefe ihres Mannes gewartet, sie kamen, wie sie kamen, und fielen in ihren Alltag hinein wie Klänge aus einer fernen, wilden Abenteuerwelt. Jetzt ging sie Abend für Abend den sandigen Weg mit den Krüppelweiden zum Dorf hinan bis oben am Hügel, wo man das Dorf zur Rechten im Grunde und die Landstraße mit ihren Birken zur Linken oben auf dem Kamm übersehen konnte. Dort stand sie und sah auf das Dorf, ob etwa einer vom Schulzenhose kam, oder sie blickte auf die Landstraße, ob der alte Amtsreiter im Sommerweg trabte. Und wenn es dunkel wurde und der Abendwind den Tau aus den schwankenden Kronen der Weiden herabwarf, schlug sie ihr Tuch um sich und ging heim auf den Hof.

Endlich, endlich kam Nachricht, ein kurzer Brief, der nicht viel mehr besagte, als was Gesine wußte: noch immer lag der Bauer in schweren Fieberphantasien, und die Waage schwankte zwischen Tod und Leben. In diesen Wochen legten sich die ersten Silberfäden in das helle Blond der Bäuerin, und sie war doch eine junge Frau, eine noch so junge Frau!

Als der erste Schnee gefallen war, kam wiederum ein Brief. Der Bauer war aus der unmittelbaren Gefahr, aber die Wunde eiterte und eiterte, immer wieder wurden Knochensplitter abgestoßen, er würde noch lange liegen müssen. Aber sie durfte damit rechnen, ihn zu behalten. So feierten sie Weihnachten still und dankbar, nur Dhm Steffen schüttelte den Kopf, wenn er allein war drüben in seiner Kate. „Besser wird es mit ihm, aber . . .“ Davon sagte er jedoch nichts.

Früh morgens um sechs, es ist noch ganz dunkel, tönt der Klang der fallenden Flegel hinaus in den dämmern- den Morgen. Sie sind beim Dreschen. Alle Bauern dreschen fleißiger und früher als sonst, überall sitzt die Sorge am Herd: Requisitionen und Lieferungen, heute Korn, die nächste Woche Vieh, und auch die Abgaben an Geld werden immer höher und würgender. Gesine möchte weinen, wenn sie in ihren Stall geht. Sonst hatte sie Sorge, mit Klee und Heu auszukommen für ihren stattlichen Stapel, jetzt: die wenigen Kühe, die ihr geblieben, sind mager, der Milchertrag ist zurückgegangen, und Heu und Klee hat sie doch nicht. Requisitionen heute, Requisitionen morgen, und das Amt nimmt doch schon Rücksicht auf sie, weil der Hauswirt im Felde steht. In andern Häusern sieht es noch trostloser aus. Gesine sitzt an dem Pult aus Birnbaumholz, zählt und rechnet. Nicht um Zins und Steuer allein muß sie sich sorgen, hinzukommen die Zinsen für die Schuldscheine, die der Bauer unterschrieben hat. Heimlich, ohne Wissen seiner Frau, damals, als er nach der großen Kontribution die Kühe zurückgekauft hat, weil er das fassungslose Weinen seiner jungen Frau um ihr Vieh, das ihr

Stolz war, nicht ertragen konnte. Es rechnet sich so schwer, wenn man den ganzen Tag die fleißigen Hände geregt hat und so müde ist.

Der Winter ist hart, ganz ungewöhnlich hart, selbst Steffen Ohm kann sich so bitterer Kälte kaum erinnern und er schleppt doch bald seine fünfundsiebzig Jahre auf seinen Schultern. Endlich gewinnt die Sonne wieder an Kraft. An den Südhängen beginnt über Mittag der Schnee zu schmelzen, hie und da tritt die braune Ackererde zutage, die Weidenbäume fangen an, ins Rötliche zu spielen, jählings, über Nacht setzt die Schneeschmelze ein, die Frühjahrsstürme gehen über Acker und Wald, und die Pflugzeit rückt heran.

Die letzten Briefe, die Gesche bekam, hat der Bauer schon wieder selbst diktiert. Sie sind anders geworden als die, die er aus Kämpfen und Biwaks geschrieben hatte. Sei es, weil ihm damals ein anderer die Feder lieb, sei es, weil er selber anders geworden ist. Von Schlachten und Kämpfen stand nichts mehr darin, von dem, was er im Spital durchmachte, schrieb er auch wenig. Sie waren kurz, denn er war immer noch sehr müde, und oft hatte Gesche den Eindruck, daß er schrieb, weil er irgendwie ermahnt oder aufgefordert war. Nur ein Brief darunter war ein wenig heller, am Schluß stand in seinen eigenen ungelenteten Buchstaben: „Ich habe gestern das eiserne Kreuz gekriegt!“ Und dann kam jener Brief, der Gesche die fiebernde Unruhe ins Blut und in das Haus brachte: „Ich werde wohl bald entlassen, denn in den Krieg kann ich nicht mehr ziehen, weil ich keinen Helm nicht mehr tragen kann und noch oft Kopfweh habe.“

Was Gesche an Zorn und Groll in ihrem Herzen getragen hatte, das war verebbt. Es war so, als wenn in

einer Senke auf sandigem Acker sich das Schmelzwasser gestaut hat. Wenn es versickert, hat das Winterkorn, das dort steht, rote Spitzen, wenn aber die Sonne darauf scheint und die Frühlingswinde drüber hingehen, so gibt es eine besonders gute Bestockung, und das Korn steht dort höher in der Ernte als sonst. Aber nur, wenn das Schmelzwasser nicht zu lange dort gestanden hat. Sonst leiden die Wurzeln, und es gibt eine Fehlstelle.

Der weiche Frühlingswind, der über die kahlen Felder läuft, hat der Bäuerin eine heimliche Unruhe ins Blut gejagt. Wiederum geht sie Abend für Abend den sandigen Weg zum Hügel hinan und sieht über das weite Land. Der Hasel stäubt schon, die Erlen am Bach haben rote Kästchen, und selbst Dhm Steffens Gesicht ist nicht mehr so steinern wie in den vergangenen Monaten und Wochen; mitunter ist es, als ob ein heimliches Grienem um seinen Mund liegt. „Er kommt bald, Bäuerin, er kommt bald! Er langt schon aus nach dem Hofe.“

Am Freitag vor Reminiszere kann Gesche es vor Unruhe kaum aushalten. Alles geht ihr an diesem Tage verquer, und doch, was sie sonst geärgert haben würde, für all das hat sie heute nur ein verlorenes Lachen. Sie stößt ihre Arbeit zurecht, wie sie selber von sich sagt, und als am Abend die Amseln, die schon immer durch das Gebüsch gelaufen sind, ganz leise und scheu anfangen zu locken, da nimmt sie wieder den Weg unter die Füße. Sie schilt sich selbst, aber sie weiß nicht warum. Irgend etwas sagt ihr, daß Hinrich Boye kommen muß. Oben am Hügelrand steht sie lange und sieht nach Westen, wo der Himmel hell ist. Das Dorf sinkt allmählich in Schleier, und wie die Häuser in der anbrechenden Dämmerung verschwinden, fällt eine

leise Traurigkeit über die Bäuerin. Wieder einmal nicht. Nun, warum hätte es auch gerade heute sein sollen. Sie steht noch einmal zurück auf die Hofstelle und will sich eben wenden, da taucht auf der Landstraße ganz fern ein Punkt auf. Es ist ein Mensch, ihr scharfer Blick sieht, wie er sich gegen den hellen Himmelrand abhebt. Und sogleich beginnt ihr Herz unruhig zu schlagen. Sie schilt sich selber ob dieser törichtten Hoffnung, aber sie meint, er ist es. Sie bleibt stehen, sie lehnt sich an die Weide; jetzt müßte er zum Dorf abbiegen, aber er geht weiter. Also doch nicht! Sie möchte weinen. Die Dämmerung wird stärker, sie hat vor sich hingeträumt, und plötzlich schrickt sie auf: durch die helle, klare Abendluft hört sie Schritte im Sand. Der Wanderer ist von der Landstraße abgebogen und kommt den Richtweg herauf, der auf das Wegeknie zuführt, wo Gesine steht. Und plötzlich setzt ihr Herz aus, und dann beginnt es wie rasend zu schlagen: der Mann dort, der in der Dämmerung auf sie zukommt, nein, unmöglich, aber doch, das ist Hinrich Boye. Sie will ihn anrufen, aber die Stimme versagt ihr. Sie beginnt zu laufen: „Hinrich!“, und dann hängt sie an seinem Halse. „Gesche“, sagt er nur leise, „meine gute Gesche!“ und fährt ihr mit der Hand über das Haar, das vom Tau feucht ist. Dann schlingt er den Arm um sie. „Wir wollen nach Hause! Ich bin so müde.“

Sie gehen den Weg talab. Der Heimgekehrte stützt sich auf die Frau, er zieht den einen Fuß etwas nach, und ab und an streicht er sich über den Kopf, um den er unter einer leichten Kappe noch immer eine Binde trägt. „Hast du Schmerzen?“ fragt Gesche ängstlich. Er schüttelt den Kopf. „Rein, eigentlich nicht, abends ist es besser, nur am Tag Kopfsweh. Aber ich habe seit heute vormittag nichts

geessen, nur im Eulenkrug ein Glas Branntwein getrunken.“ Die Fledermäuse huschen durch den Grasgarten, und die Eulen schreien, als beide auf die Diele des Hauses treten. Noch einmal umfängt ihn Gesche: „Gottlob, daß du wieder da bist, Hinrich! Und nun komm zum Essen.“

Hinrich Boye schlief bis in den späten Morgen. Längst war das Leben auf der Hofstelle erwacht, Gesche hatte ihr Werk getan wie alle Tage. Sie war ein paarmal in die Kammer getreten, wo ihr Mann noch immer in tiefem Schlafe lag. Dann war er erwacht, und als Gesche nun am Bettrand saß und ihm zusah, wie er sich anzog, erschrak sie. Was war aus ihrem Manne geworden! Gewiß, er hatte einen anstrengenden Marsch hinter sich und mochte sehr müde gewesen sein, aber er wurde auch jetzt noch nicht munter. Eine seltsam dumpfe Lässigkeit lag über all seinen Bewegungen, und ab und an fuhr er sich mit der Hand über die Stirn. „Hast du Schmerzen?“ fragte sie. Er blickte zu ihr auf und lächelte ein wenig gequält. „Nein, Gesche, das heißt nicht in der Wunde. Aber der Kopf ist mir immer schwer. Ich habe überhaupt viel Kopfschmerzen. Aber das wird sich wohl allmählich geben. Ich muß erst sachte zurechtkommen. Es ist alles so wunderbar.“ Er lächelte wieder etwas gequält. „Sehr viel schaffen werde ich am Anfang auch noch nicht können. Am Nachmittag wird alles besser. Nur der Morgen ist nicht so, wie er früher war.“ Das nahm die Bäuerin wunder und stimmte sie bedenklich, denn ihr Mann war immer ein Frühaufsteher gewesen. Und in der Zeit, wo die Kinder nachts viel kamen und sie selber am Morgen erschöpft war, hatte er immer gelacht, wenn er vom ersten Gang über die Felder heim-

kam und seine Frau wachküßte. Sie unterdrückte ein Seufzen. Er war doch noch krank, vielleicht kränker als er zugab. Sie nahm sich vor, mit Dhm Steffen zu sprechen, der wußte am besten mit ihm Bescheid. Und seine Kunst würde dem Bauern mehr nützen als alle Sorge der Ärzte. Dann gingen sie hinüber in das Wohnzimmer, wo die Kinder mit strahlenden Augen saßen. Dem Bauern zitterten die Lippen ein wenig, als er sie küßte und mit seiner ganz klein gewordenen Hand ihnen über die blonden Köpfe strich. Er setzte sich an den Tisch und vesperte, neben sich hielt er die kleine Christine, die Gesche so ähnlich geworden war, und ließ sie den Honiglöffel ablecken. Die beiden Jungen saßen ihm gegenüber und sahen ihm zu, ein ganz klein wenig scheu, denn der Mann, der vor ihnen saß und ihr Vater war, war ihnen fremd geworden. Sie hielten mit ihren Fragen zurück. Nur der Älteste erzählte in seiner sinnigen und bedachten Art, die an seinen Großvater erinnerte, von Pflügen und Säen und vom Vieh. Der Bauer lachte, und Gesine schlug das Herz hoch im Hals, es war doch das alte, fröhliche Lachen, das er als junger Kerl hatte, dunkel und ganz tief in der Kehle, das fast wie ein Knurren klang und das ihr als Mädchen und junge Frau jedesmal das Blut zum Herzen gejagt hatte. Dann stand Hinrich auf, die beiden Jungen hängten sich an seine Hände, und nun ging er durch die ganze Wirtschafft. Man sah, wie er sich freute, aber doch spürte Gesine jene seltsame, verlorene Verträumtheit, mit der sein Blick alles streifte. Es war nicht mehr das adlerschnelle Erfassen all der vertrauten Dinge, es blieb eine Müdigkeit über ihm hängen und eine Bequältheit. Das fröhliche Jauchzen der Knaben schien ihm weh zu thun, wie er überhaupt gegen allen Lärm und

alles laute Geräusch empfindlich geworden schien. Er begrüßte das Gesinde, gab dem alten Baumann die Hand und hatte auch für den neuen Knecht ein freundliches Wort. Aber das war alles so verloren, als ob er noch garnicht so recht zu Hause sei. Dann ging er zu Dhm Steffen hinüber, den er am Abend zuvor kurz begrüßt hatte, und setzte sich bei ihm vor die Käte auf die Bank. Gesine spürte, daß er mit ihm allein reden wollte. Sie nahm ihm die Kinder ab und ging wieder an ihre Arbeit. Die beiden Männer saßen eine Weile stumm nebeneinander, dann fing der Junge an: „Ja, Dhm, ich habe deine Pflaster und Salben nie nicht gebraucht“, er stockte und lachte verlegen, „aber nun kannst du dir einen Gotteslohn verdienen, wenn du mir den Schädel wieder in Ordnung bringst. Ich glaube, du kannst es doch besser noch als die ganzen Pflasterkästen, die wir draußen hatten.“ Der Alte nickte. „Komm nur herein“, sagte er, „und laß mich einmal nach deinem Dösz sehen. Sag mal eins, hat dein rechtes Bein auch etwas ab bekommen?“ Hinrich schüttelte den Kopf. „Nein, Dhm, aber das ist eine schnurrige Geschichte: ich habe seit dem Hieb über den Schädel auch am Bein einen Schaden. Es ist mir so schwer, und ich muß es immer nachziehen.“ Der Alte nickte bedächtig. „Ja, so etwas gibt es. Ich habe einmal einen Müller gekannt, dem war der Mühlstuhl auf den Kopf gefallen, der zog genau so den Schenkel nach wie du. Es ist aber wieder besser geworden.“ Drinnen in der Stube begann er mit vorsichtigen Fingern die Narbe zu untersuchen. Seine Lippen preßten sich fest zusammen, und er zog die Augenbrauen hoch, als er spürte, wie die Stelle weich war und der Schädelknochen auf eine weite Strecke hin verknorpelt. Das konnte Hinrich aber nicht

sehen, denn er saß auf dem Stuhl und der Alte stand hinter ihm. „Junge, Junge“, sagte er nach einiger Zeit, „man gut, daß du solchen Dickkopf gehabt hast!“ Hinrich lächelte. „Das haben sie alle gesagt, aber sieh mal, die Wunde ist nicht das Schlimme, bloß die verfluchten Kopfschmerzen und daß ich nicht schlafen kann. Bei schwülem Wetter wird es ganz schlimm, dann habe ich das Gefühl, als ob mir der Schädel auseinanderpringen wollte. Du glaubst nicht, was ich an Branntwein getrunken habe, bloß um in Schlaf zu kommen.“ Der Alte nickte: „Ja, den solltest du lieber lassen, besser wird es davon nicht.“ „Nee“, sagte Hinrich, „du magst recht haben, aber wer kann es aushalten . . .“ Er brach ab. „Weißt du, mitunter ist mir ganz wunderbar, alles so weit weg. Ich kann es dir nicht beschreiben, aber ich sage dir nur, schön ist was anderes.“ Der Alte fuhr mit leise tastendem Streichen über den Schädel. „Ja, aber mit der Zeit kommt alles zurecht, komm nur zu mir, wenn dir nicht so sonderlich ist, ich werde dich gichten und stillen. Bist du über den Kopf gekommen, so kommst du auch über den Schwanz.“ Hinrich lachte kurz und sagte: „Na ja, zunächst sind sie mir über den Kopf gekommen, aber du verstehst dich ja darauf, alle sieben Suchten zu brechen, und eine drunter wird auch wohl für mich passen.“

Am Nachmittag ging er ins Dorf, um die Freundschaft zu begrüßen. Gesche atmete auf, als sie merkte, wie es ein wenig heller um ihn wurde und wie die Lässigkeit mit der sinkenden Sonne von ihm abfiel. Als er fort war, kam Ohm Steffen zu ihr in die Milchammer und setzte sich auf den Hocker. Er kraulte sich den Bart und sagte nach einer Weile zögernd: „Ja, Gesche, wir müssen Geduld haben

und zusehen, daß wir ihn sachte in Schick kriegen. Er hat einen tüchtigen Bums wegbekommen, aber er wird allmählich wieder werden. Nur schwere Arbeit kann er noch nicht leisten. Es ist gut, daß der Großknecht vernünftig einschlägt. Vor allem muß er sich davor hüten, daß er barhäuptig zu viel in die Sonne kommt.“ Gesche nickte, ihre Stimme zitterte leicht, als sie sagte: „Wir wollen Gott danken, daß wir ihn wieder hier haben, Dhm Steffen.“ Der Alte ging hinaus und stöckerte langsam nach seiner Kate hinüber. „Das sagt sie so“, murmelte er für sich, „Gott danken! Vielleicht danken wir Gott einmal...“, er brach ab.

Als Hinrich Boye am Abend zurückkam, war er aufgeräumt und lustig, er sang den Kindern ein Soldatenlied und scherzte mit Gesche. Aber die erschraf wieder, es war keine natürliche Lustigkeit, seine Augen glänzten, und man spürte, daß er einen scharfen Trunk getan.

Der Hof der Boyes lag abseits, und seine Bewohner hatten sich immer etwas zurückgehalten. Jetzt kamen oft Bekannte, um den Heimgekehrten zu begrüßen. Auch vielfach Männer, die draußen im Felde gestanden hatten, und da ging es laut zu und lärmender als gut war. Da kreiste das Branntweinglas, dann wurde erzählt, auch wohl geprahlt. Hinrich saß dabei, er redete nicht viel, aber er hielt mit beim Trinken. Gesche krauste die Stirn. Das konnte nicht gut sein für den Bauern. Aber Hinrich lachte sie aus. „Kriegsvolk, Gesche, das ist nun mal so, wenn alte Kameraden zusammen sind. Und mir hilft es zum Schlafen.“

Mit der Zeit wurde der Besuch spärlicher, aber nun fing der Bauer an, schon früh am Nachmittage zu Krug zu gehen, und auch morgens bei der Vesper verlangte er sein

Glas Brantwein, und es wurden mehr als eins, um über die Dumpsheit der Morgenstunden hinwegzukommen. Gesche bat ihn herzlich, vom Trinken zu lassen, auch Dhm Steffen murrte. Hinrich nahm sich auch zusammen, er rührte oft tagelang die Flasche nicht an, aber dann erlebte Gesche mit tiefem Schreck die Unruhe, die ihn abends befiel, erlebte, wie er keinen Schlaf fand, oft wieder aufstand und ruhelos um das Haus, über den Hof ging oder an der Wegscheide droben, wo sie einander getroffen hatten, stand und sich den kühlen Nachtwind um das Haar wehen ließ. Das trug er nun wieder lang wie die andern Bauern, nur den Messingkamm konnte er nicht aushalten, wie er überhaupt zumeist barhäuptig ging.

Hinrich Boye war nicht der einzige in der Landschaft, der das Brantweintrinken aus dem Felde mitgebracht hatte. Früher tranken die Hauswirte zumeist Bier, und in den Schenken wurde wenig Schnaps gereicht. Jetzt war das anders. Der Schnaps, der nun aufkam, war viel stärker, und man goß ihn trotzdem herunter, als ob es gar nichts sei. Irgend etwas, wie der Hunger nach einem Rausch, überfiel damals die Menschen, und in mehr als einem Bauernhause hatte sich der Schnapsteufel eingenistet.

Im Dorfe tuschelt man, man raunt im Fürstentum. Wie die Spinnenweben im Herbst geht böses Gerede rundum: der Boye-Bauer säuft. Jetzt, wo er zurückgekommen ist, stärker geworden und doch mit welchem Gesicht, wird er seinem Großvater, dem wilden Gottschalk Boye, immer ähnlicher. So wird es mit ihm wohl enden wie mit dem Alten. Ist keiner da, der hier eingreift, seinem Wüsten

Einhalt gebietet? Keiner! Jrgendeine Scheu hält die Menschen zurück, die Boyes sind ein hitzköpfiges Geschlecht, auch sind zu viele im Lande, die den gleichen Weg gehen wie der Bauer, der eine schneller, der andere langsamer. Es fließen viele Tränen. Hinter den hohen Wallhecken liegen die Höfe, behäbig und geborgen. Niemand ahnt, wieviel dunkle Verzweiflung, wieviel stumme Trauer unter den mächtigen Walmdächern wohnt. Und es sind die alten Familien im Lande, aus deren Reihen der Schnapsteufel sich seine Opfer holt. Viele, viele Hufen sind holl und holl, wie der alte Jasper Petersen gesagt hatte. Warum soll nicht die Boyehufe dem großen Gesetz der Natur ihren Zoll zahlen? Man tuschelt im Dorf, man raunt in der Landschaft, aber man schweigt und begräbt, was hier vor sich geht, in einem Schweigen, das mit einer verhöhlten Scham durchweht ist.

Eigentlich war es ja so gewesen, daß die Hufe schon lange zu üppig und geil ins Holz gegangen war. Jetzt kam die Notzeit, jetzt mußte es sich zeigen, ob der alte Baum noch Lebenskraft genug hatte, um in dem Sturm zu stehen. Es war schon ein Verhängnis gewesen, daß so viele Mädchen hatten ausgesteuert werden müssen. Und die Boyeleute hatten sich nicht lumpen lassen. Dann war die Notzeit des Krieges gekommen und Hinrich Boyes unvorsichtige Schuldverschreibungen, mit denen er sein Vieh wieder zurückgekauft hatte. Das hatte nun freilich wenig genützt, denn wiederum hatte das Amt mit neuen Requisitionen und Forderungen durchgegriffen. Andere Hauswirte waren klüger gewesen, sie waren zusammengetrohen, sie hatten ihre Wirtschaft verkleinert, hatten sich geduckt und waren nach dem alten Spruch verfahren: Wo nichts ist, hat der

König sein Recht verloren. Aber sie hatten keine Schulden gemacht und hatten den Rottaler im Strumpf behalten. Jetzt, wo wieder Ruhe und Ordnung im Lande war, fingen sie langsam und vorsichtig an wieder aufzubauen, was niedergerissen war. Ja, mancher von ihnen lieh sein Geld gegen hohen Zins aus, legte seinem Nachbarn selber mit den Strick um den Hals und zog Land für die jüngeren Söhne an sich.

Freilich, eins hatte die Boyehufe den andern vorweg: die Frau. Und wenn Hinrich Boye mit seinem Saufen sich in den Grenzen gehalten hätte, in denen sich manch anderer in diesen Zeiten hielt, so hätte es gut gehen können. Und es wäre gut gegangen, wenn er zurückgekommen wäre als der, der hinausging: ein wenig lässig und großspurig, geneigt, die Dinge treiben zu lassen wie sie liefen, aber doch als ein Kerl, der, wo es nottat, sich in die Sielen legte und arbeiten konnte und Kräfte hatte wie ein Bär. Der, abgesehen von seiner Jagdleidenschaft, bedürfnislos war und überdies dem verständigen Rat seiner Frau zugänglich. Gesche hatte es ja gelernt, den Baas zu spielen. Nun aber war es an dem, daß Hinrich Boye mit seiner Arbeitskraft nicht nur auf dem Hofe fehlte, sondern daß er auch vergeudete. Das konnte keinen guten Weg gehen. Wenn der Dämon über ihn kam, wenn er auf Tage hin immer im Krug saß, Karten spielte und soff, so konnte das die Hofstelle nicht mehr lasten. Dazu kam, daß er in diesen Zeiten wie ein Sinnloser den bescheidenen Viehstapel, den Gesine durch die Zeit der schweren Requisitionen hindurchgerettet hatte, verpfändete und verkaufte. Und was die Bäuerin mit tiefem Entsetzen erfüllte: sie hatte die Macht über ihn verloren. Bitten und Schelten nützte nichts, er versprach

alles, und in seinen wilden Zeiten war alles vergessen. Und diese wilden Zeiten kamen öfter und öfter. Dazwischen nahm sich Hinrich dann einmal wieder zusammen. Das Trinken unterblieb zwar nicht, aber er lief wenigstens nicht zu Krug und schüttete dafür das Quantum, das er nicht mehr entbehren konnte, zu Hause in sich hinein. Gesine aber wußte schon, was die Glocke geschlagen hatte, wenn einer der bösen Gefellen, mit denen er im Krüge saß, auf der Hoffstelle auftauchte. Er wurde dann unruhig, er suchte in seiner Schatzulle nach Geld. Mehr als einmal wurde er wegen der Steuern und Abgaben gemahnt, und dann kam wieder einmal eine ihrer Kühe aus dem Stall.

So ging es fort und fort. Der rote Hinnerk ging im Hause aus und ein, das war schlimm. Es sprach sich herum in der Landschaft und schnitt Hinrich Boye jeden weiteren Kredit ab. Sonst wäre es damals vielleicht möglich gewesen, einmal reinen Tisch zu machen. Immer und immer wieder bat Gesine ihren Mann darum, daß er einmal alle Schulden zusammenrechnen solle und versuchen, eine Hypothek auf den Hof zu bekommen, damit man nicht ewig in Angst schweben mußte, jederzeit gemahnt zu werden wegen der Zinsen und Rückstände, damit man einen klaren Wirtschaftsplan aufstellen und die Schuld langsam abtragen konnte. Aber es war so, als ob der Bucherer den Plan der Frau durchschaute. Immer wenn Gesine einmal etwas übergesparrt hatte, wurden Schuldscheine gekündigt, dann wiederum war kein Geld da für die Zinsen. Und wenn der Bauer dann wieder einmal ganz versackt war, hing man ihm einen neuen Schuldschein auf. Es war ein richtiges Spielen, wie die Katze mit der Maus spielt. Wer wollte auf solchen Hof, wo die Wirtschaft so toll und un-

geregelt ging, gutes Geld leihen? Der Zinsfuß war an sich schon hoch, die Schuldscheine des roten Hinnert aber hatten ihre Haken und Ösen, an denen auch die sparsamste Wirtschaft zuschanden wurde. Und was das Schlimmste war, der Bauer hatte eine dunkle Scham, seine Geldgeschäfte zu offenbaren. In klaren Zeiten lief er dann wohl in stummem Brüten einher, kargte mit dem Schilling, um dann, wenn er seine Touren kriegte, die Taler zum Fenster hinauszuwerfen. Hätte er nur seiner Jagdleidenschaft fröhnen können und sich dort austoben. Aber er wurde körperlich immer elender, und das war auch der Grund, weshalb in Gesine ein letzter Rest von Verbundenheit mit dem Mann, den sie so heiß geliebt hatte, nicht starb. Sie fühlte es mit dem sicheren Instinkt der mütterlichen Frau, daß sein Toben und Wüsten mehr so etwas war wie eine Krankheit als ein böser Wille. Sie spürte, wie er selbst in den dunkelsten Zeiten litt unter dem, was er tat, und dann wieder tat, was ihn zutiefst leiden machte. Vor ihr stand die Mahnung ihres Vaters, und immer wieder, wenn ihr heißer Zorn aufbrauste wie loderndes Feuer, klang das Wort in ihr auf, das der kluge, alte Bauer gesprochen hatte: „Gut ist er, Gesine!“ Aber auch die Mahnung Jasper Petersens, die er am Abend seines Lebens aus der tiefsten Leidenschaft seines verschlossenen Herzens an sie gerichtet hatte, stand hinter ihr: „Du bist verantwortlich, Gesche, für meiner Enkel Erbe, vergiß das nie!“ So ward ihre Seele hin und her gerissen zwischen Groll und einer wehen Liebe, oft dachte es sie, als ob sie ihren Mann so liebte, wie ihr Vater ihn geliebt hatte. Und in den dunklen ruhelosen Nächten, die jetzt je mehr und mehr ihr Schicksal wurden, redete sie in verzweifelnder Angst mit dem Ab-

geschiedenen, und immer wieder rang sich aus ihrer Seele die bange Frage: Was soll ich tun? Lieber Vater, was soll ich tun?

Nur eins war ihr erspart geblieben und blieb ihr eigent-
lich erspart: es gab keinen Streit mit häßlichen Worten,
mit Loben und Bäten, wie er damals auf vielen Bauern-
stellen in der Runde tagaus, tagein vorkam. Stumm und
geduckt ließ Hinrich ihre Vorwürfe über sich ergehen, er
antwortete kaum, sah sie nur gequält an, als ob er sagen
wollte: du verstehst ja doch nicht, was mir fehlt. Nur ein-
mal kam es zu einer bösen Auseinandersetzung. Gesine schalt
und ging in Wort und Ton wohl über die Grenzen dessen
hinaus, was sie ihrem Manne sonst geboten hatte. Damals
schief Hinrich Boye längst in der leerstehenden, kleinen
Kammer, wohin er umgezogen war, als seine Wunde wie-
der einmal aufbrach und geeitert hatte. Gesine war es lieb,
so sahen und hörten die Kinder doch wenigstens nicht, was
sich in den wilden Nächten begab. An jenem dunklen No-
vembertage warf sie ihm hart und eindeutig vor, daß er
den Hof zugrunde richte, und mit deutlicher Verachtung
fügte sie hinzu: „Freilich, dein Großvater ist auch so einer
gewesen, ein Verzehrer, ein Spieler, ein Trinker! Wir
Frauen auf dem Hofe, wir können es ausbaden, aber Weis-
berfleisch ist immer billig gewesen bei euch Boyes.“ Da
richtete Hinrich sich steil auf, etwas von der Wildheit seiner
jungen Jahre sprang plötzlich aus seiner Laskheit auf:
„Wie redest du mit mir! Das gebührt dir nicht. So etwas
will ich nicht hören. Schilt mich, so viel du magst, ich hab's
wohl verdient. Mag sein, ich bin kein Bauer. Das eintönige
Leben und die Engheit und das ewige Heute wie Mor-
gen, das drückt auf mich, ich kann's nicht aushalten. Ich

wäre längst wieder in den Krieg gegangen, wenn ich nicht zuschanden wäre. Aber kein Wort gegen meinen Eltervater, das sage ich dir!“ Gesine lachte nur schneidend auf und ging aus der Thür.

Stumm und tränenlos saß sie in ihrer Kammer. Als sie wieder heraustrat und mit Trine-Tanten zum Melken ging, war es dämmerig geworden. Im Kuhstall war es fast dunkel. Sie band sich das weiße Tuch um den Kopf und nahm auf dem Hücker Platz. Neben ihr saß schon die Alte. In dem niedrigen Stall lag der feuchte Brodem der Tiere. Von draußen her klang nur ganz dumpf das Geräusch der Drescher herüber, welche das Stroh beiseite räumten und den Drusch in Säcke füllten. Eine Zeitlang molken die beiden Frauen, ohne daß ein Wort fiel. Man hörte nur, wie der Strahl der Milch in den Eimer plätscherte. Plötzlich richtete die Alte sich auf. Sie hatte den grauen Kopf an die Flanken der Kuh gelegt, und man hätte denken können, daß sie mit sich selbst spräche. „Wenn du mit dem Schulzen redetest, Gesine!“ Gesine lachte nur bitter vor sich hin. „Ja“, fuhr die Alte fort, „er läßt sich von keinem mehr regieren.“ „Nein“, sagte Gesine hart. „Und du meinst, wenn du zu dem alten Pastor Heinsius gingest . . .“ „Ach, Trine-Tanten“, seufzte Gesine gequält, „glaubst du wirklich, er würde auf ihn hören und ihm folgen, wenn er auf mich nicht hört? Meinst du wirklich, daß der Pastor Heinsius mehr Macht über den Bauern hat als ich, seine Frau?“ Die Alte nickte stumm. „Dann bliebe nur noch eins, aber ich glaube, du wirst das nicht tun: du müßtest auf das Amt gehen und den Herren klar machen, daß Hinrich Boye mit seinem wüsten Leben den Hof zugrunde richtet und das Erbe seiner Kinder vertut. Dann

würde das Amt dir und den Kindern einen Vormund setzen und der Bauer würde unmündig gesprochen werden.“ „Nein“, entgegnete Gesine hart, „das werde ich allerdings nicht tun. Das wäre nicht nur ihm, sondern auch mir eine Schande, zudem würde es an meinen Kindern hängen bleiben.“ Die Alte nickte ganz still: „Das habe ich mir gedacht.“ Es entstand ein langes Schweigen. Als Trine-Tanten fortfuhr, war es, als spräche sie in das Dunkel hinein und nicht mehr zu der Bäuerin, die neben ihr saß. „Ja, es ist, als ob er es garnicht mehr sei. Seit er von den Soldaten zurückgekommen ist, ist er ein so ganz andershaftiger geworden, daß man ihn nicht für Hinrich Boye halten würde, wenn er nicht leibhaftig als solcher unter uns ginge. Früher hat er gejagt; das haben die Männer auf diesem Hof fast alle getan. Karten gespielt hat er nie, und wenn er jetzt im Eulentrug sitzt mit dem roten Hinnerk und seinen Gesellen, so tut er es auch nicht, weil er Spaß dran hat. Das Schandvolf verführt ihn nur zum Karten, um ihm wieder einen Schuldschein aufzuhängen.“ „Ich weiß nicht, warum du das alles erzählst“, sagte Gesine, „meinst du, ich wüßte das nicht so gut wie du?“ Die Alte fuhr fort, ohne auf den Einspruch zu hören: „Wenn er aber nicht mehr auf Jagd geht, wenn er nicht Karten spielt aus Lust am Spiel, wenn er säuft, auch wenn er allein ist, dann ist es doch an dem, daß er es tut, um sich zu betäuben. Wie hat es angefangen? Er hat abends getrunken, weil er nicht schlafen konnte, dann hat er am Vormittag schon getrunken wegen des bösen Kopfwehs. Das tut doch kein Mensch, der seinen gesunden Klug hat; er ist wie ein Kranker, oder .“, sie brach ab. „Sein Großvater hat es ja auch toll getrieben, aber es kam bei

ihm ganz anders heraus. Der war so wie der Bauer in seinen jungen Jahren. Er mußte sich austoben, er hatte zu viel im Geblüt. Sie sagen auch von ihm, daß er gewildert habe, nur weil es ihm Spaß machte, den Kirchdorfer Förster an der Nase herumzuführen. In seinem Alter ist er dann ans Saufen gekommen und an das scharfe Kartenspiel, aber da hatte er schon das Bein gebrochen und konnte sich in Wald und Feld nicht mehr austoben. Seine Frau war eine kluge, rechtliche Frau. Christoph Boye war damals ganz jung, der hat gearbeitet, aber er war ein Junge. Das Regiment hatte die Mutter.“ Die eintönige Rede der Alten lief jetzt fast in Flüstern aus. „Ich war damals eine ganz junge Dirn. Ich habe mich gewundert.“ Nach einer Pause: „Über die Frau! Du mußt wissen, sie hat ihren Mann lieb gehabt, auch noch im Alter. Aber als sie sah, wo hinaus es ging, und als sie merkte, daß der Hof ihn nicht mehr tragen konnte, die weil er ihr auch die beste Milchkuh aus dem Stall weg gab, wenn er die Taler brauchte, da hat sie an ihren Sohn gedacht und an den Hof, und da hat sie selber ihm den ganz scharfen Branntwein besorgt und ihm die Buddel schon morgens zum Frühstück auf den Tisch gestellt. Sie stand auch den Tag über im Eckschapp, und wenn sie leer war, so kam eine neue dorthin. Und wenn der Bauer seine Touren kriegte, daß er hier im Hause es mit dem Trinken bekam und lustig wurde und ein Glas nach dem andern kippte, dann hat sie sich wohl zu ihm gesetzt und mitgelacht und ihm die Buddel zugeschoben. Das Gesinde und den Sohn hat sie aus der Kammer gehalten, wo sie mit dem Bauern saß. Nicht nur den alten, schweren Korn hat sie besorgt, sie hat aus Lübeck Rum kommen las-

sen, den brachte das seefahrende Volk mit herein. Der war so stark, daß ein Glas brannte, wenn man einen brennenden Span dran hielt. Davon hat sie dem Bauern gegeben.“

Gesine hatte aufgehört zu melken, ihr Gesicht war im Dunkeln nicht zu erkennen, aber es schien so weiß wie das Tuch, das sie um den Kopf trug. „Sooo“, sagte sie nur, „das hat die Bäuerin getan?“ „Ja“, fuhr Trine-Tanten fort, „da ist es denn freilich rasch gegangen, obschon daß er eine Bärennatur hatte und nicht leicht von den Füßen kam. Sie sagen, er hätte sich zuletzt Pfeffer in den Korn getan, weil er ihm nicht scharf genug gewesen sei. Als ihn der Schlag dann rührte und wir ihn in den Sarg legten, da hat die Bäuerin ihm die letzten Flaschen, die sie noch im Hause hatte, mit ins Stroh geschoben. Auch die kleine, grüne Ringflasche, die er in den letzten Wochen immer in der Tasche führte. Am Tage vor der Beerdigung, als er schon aufgebahrt war, hat sie ihm noch einmal über das Haar gestrichen und leise gesagt: Ja, Gottschalk, ich habe dir ja nur die Tür aufgemacht, als du längst hinausgehen wolltest! Es ist nur etwas rascher gegangen so. Sonst hätten wir es nicht aushalten können, und der Hof auch nicht. Dabei sind ihr die Tränen immerzu über die Backen gelaufen. Ich war ein junges Ding damals, ich habe es nicht begreifen können. Erst jetzt habe ich es begriffen.“ Sie schwieg. Gesine entgegnete kein Wort. Sie starrte vor sich hin und atmete kaum. Nach einer Weile sagte sie: „Wir müssen uns beeilen, es wird Zeit zur Vesper.“ Sie begann wieder zu melken, und auch Trine-Tanten fuhr in ihrer Arbeit fort. Draußen regnete es. Man hörte das eintönige Rauschen und ab und an das Plätschern, wenn der Wind den Regen gegen die Fenster warf.

Hinrich Boye kam spät nach Hause an diesem Abend. Und was selten bei ihm vorkam, er torkelte und war kaum imstande, sich auf den Füßen zu halten. Er ging aber nicht gleich zu Bett, er wußte, er konnte doch nicht schlafen, wenn sich der Rausch nicht erst bei ihm gesetzt hatte. O diese Schlaflosigkeit! Seine Frau hatte billig zu warnen und zu predigen, sie wußten alle nicht, wie das war, wenn man abends, wo eine gesunde Kreatur müde wird, anfangen muß zu denken und einem die Gedanken durcheinanderlaufen wie die Ameisen. Alte und junge Gedanken. Kosmisch, er mußte jetzt so oft an die Zeit seines ersten Ehejahrs denken. Dann wurde er weich, und die Tränen saßen ihm locker. Doch das Heulen kriegte er nicht, nein, so weit durfte es bei einem Manne nicht kommen. Aber dann hatte er das Bedürfnis, daß jemand bei ihm war, der ihn gern hatte, so wie er war, der ihn tröstete. Er hatte nur keinen. Der einzige, mit dem er über all das hatte sprechen können, war der verbummelte Theologiestudent gewesen, mit dem er im Spital zusammen gelegen hatte. Der war nun tot. Aber Hinrich Boye war mitunter, als ob der neben ihm säße und mit ihm redete in seiner spöttisch-gütigen Art, die er ihm gegenüber gehabt hatte und nur ihm gegenüber.

Hinrich zog sich gleich an der Großtür die kurzen weiten Stiefel aus, die er trug, ging auf Socken leise durch die Großdielen und setzte sich auf die Haferkiste. Der Regen hatte aufgehört, der Wind war aufgekommen und schob die dunklen, schweren Wolken auseinander. Der Mond brach durch, und sein Licht fiel auf die Tenne. Die Schatten, die er warf, sahen aus wie Furchen oder Gräben. Der Bauer rückte ganz auf die eine Ecke der Kiste, denn

er wußte, daß ihm das Mondlicht nicht gut tat. „Ja, ja, Leopold“, murmelte er, „du hast schon recht.“ Was ihm der Theologe gesagt hatte, darauf konnte er sich im Augenblick nicht mehr besinnen, nur es war etwas gewesen vom Blut, daß das ganze Leben da drinnen sitzt, und daß es wie ein roter Strom immer von einer Generation zur andern herüberfließt. Man kann nichts dagegen tun. Er kreuzte die Arme über der Brust und wiegte leise den Kopf. Sein ganzer Oberkörper kam ins Wiegen, es war halb lächerlich, halb grausig anzusehen, wie er dasaß und sich schaukelte. Man kann nichts dagegen tun. Gesche hatte natürlich recht. Überhaupt Gesche! seine Frau! Wer von den Hauswirten in der Umgegend hatte solche Frau? Und wiederum wurde er gerührt. Er machte ihr das Leben schwer, er mußte es ihr schwer machen, es war wahrhaftig eine Schande wert. Konnte er sich denn gar nicht zusammenreißen? Er fuhr sich mit der Hand über die Narbe auf seinem Schädel, es klopfte da drinnen, es war ein richtiges Hämmern. So ging das nun weiter, er wußte, wenn er eine Zeitlang gefessen hatte, dann würde es anfangen, leiser zu werden, und schließlich war es nur ein Summen und Brummen, und dann wurde er müde, und dann durfte er schlafen. Das heißt, was man so schlafen nennt. Es war ja kein Schlaf, alle Gedanken gingen mit, aber man war wenigstens nicht bei sich, man war wie betäubt und zwischen den Gedanken — es waren ja gar keine Gedanken, es waren ja Stimmen. Er redete unausgesetzt mit sich, immerzu, und schwieg doch dabei und hörte die andern reden. Alle die andern, die er kannte und gekannt hatte im Leben. Seinen Vater, Dhm Steffen, Trine-Tanten, Gesche und dann die ganze Schar der Kameraden, die mit ihm geritten waren,

die neben ihm gefallen waren, jene, die dann neu in der Eskadron erschienen, bis auch sie fielen. Mit allen sprach er, aber er war das garnicht, irgend etwas in ihm redete. O Gott, o Gott! Wenn doch das Reden aufhörte, wenn er doch müde würde, wenn er doch schlafen könnte! Die Schatten und Lichter, die der Mond auf die Tenne warf, glitten leise weiter. Der Mond sackte tiefer. So, gottlob, nun fing es an, besser zu werden, nun konnte er zu Bett gehen. Er erhob sich schwerfällig torkelnd, halb war es Trunkenheit, halb die furchtbare Müdigkeit, aber ihm war, als ob die dunklen Schatten lauter Gräber, lauter Kühlen wären. Und er mußte drüber wegsteigen, so ging er schwankend mit angezogenen Knien über die Schattenwelt, in der er lebte, bis an seine Kammer.

Er saß auf dem Bettrand nieder, es war nicht ganz einfach, Jacke und Hose abzustreifen, aber dann war auch das geschafft. Er legte sich zurück: so, so, nun konnte er schlafen.

Der Bauer erwachte am nächsten Morgen mit einem schweren Schädel. Er hatte ein schlechtes Gewissen und ihm graute ein wenig, seinem Weibe unter die Augen zu treten. Er war darauf gefaßt, daß es Klagen und Vorwürfe und am Ende wieder Tränen geben würde. Aber nichts dergleichen geschah. Im Gegenteil, an diesem Morgen war die Bäuerin ruhig, fast fröhlich. Das Frühvesperbrot stand auf dem Tisch, und neben dem mächtigen Schwarzbrot und dem Speck, die er zu seiner Milchsuppe zu essen pflegte, stand die Brantweinflasche und das Glas. Die Bäuerin selber hatte die Kinder fortgeschickt, die beiden Eheleute saßen allein beim Frühstück. Gesine war blaß, ihre großen,

blauen Augen erschienen klein und hatten ein hartes Glitzern, und ihre Fröhlichkeit, mit der sie den Mann empfing, hatte etwas Erzwungenes. Er begann zu vespern — in den letzten Wochen aß er immer weniger und magerte ab — und dann griff er zögernd nach dem Brantweinglas. Es war fast so, als ob er erwartete, daß Gesche wegsehen sollte. Sie aber hatte beide Ellenbogen auf den Tisch gelegt, sah ihm zu und nickte ermunternd. „Trink nur, Hinrich“, sagte sie, „das hilft nun doch nichts. Du isst mir zu wenig, und wenn du dein Glas morgens nicht kriegst, so hört es mit dem Essen ganz auf, und du kommst mir reinweg von den Füßen.“ Er schenkte sich mit zitternden Händen sein Glas ein, und sie schob ihm den Teller mit Butter und dem scharfen Schafkäse zu. „Iß doch noch ein bißchen! Du wirst immer magerer. Besser schon, du trinkst dein Glas Brantwein und hältst ordentliche Vesper, als wenn du mit leerem Magen den ganzen Vormittag herumläufst.“ Hinrich wunderte sich ein wenig. So hatte Gesche noch nie gesprochen. Er schenkte sich noch ein Glas ein und aß ein Stück von dem scharfen Käse. Dann sagte er dankbar: „Ja, Gesche, mir ist es leid, aber ich kann es nicht ändern.“ Die Bäuerin schnitt ihm das Wort ab. „Nein, Hinrich, das kannst du nicht. Und darein will ich mich finden. Du sollst haben, was du haben mußt. Nur in zwei Stücken mußt du mir zu Willen sein: die Kinder dürfen nicht wissen und merken, daß, nun eben, daß du . . .“, sie biß sich auf die Lippen, „daß du dies Leiden hast. Und mich dünkt, das läßt sich einrichten. Das ist das eine, und das andere: geh nicht so viel in den Eulentrug. Die Männer, mit denen du dort sitzt, sind keine Gesellschaft für einen ehrbaren Hauswirt. Willst du abends dein Glas trinken, und ich sehe ja ein,

du kommst sonst nicht in den Schlaf, so tue es hier. Ich will kein Wort dazu sagen. Aber das Kartenspiel und das Getobe in der Schenke und daß du dann spät in der Nacht nach Hause kommst und ich mich ängstigen muß, wie du nach Hause kommst, das kann ich nicht ertragen. Kannst du mir das nicht versprechen?" Hinrich Boye kreuzte die Arme über die Brust und starrte vor sich hin. „Du bist eine gute Frau, Gesche, es ist mir von Herzen leid, daß ich dir das Leben so schwer mache. Ich will versuchen, dir willfährig zu sein.“ Seine Stimme bebte ein wenig, er stützte den Kopf in die Hand und fuhr ganz leise fort: „Ich will es auch gar nicht, es ist reinweg, als ob mich der Teufel ritte. Aber du hast schon recht.“ Er schwieg und grübelte eine Zeitlang. Die Sonne schien durch die Scheiben und malte helle Kringel an die Wand. Das Zimmer war behaglich warm und doch froh ihn. „Wenn ich nur“, er brach ab, „ja, also wenn ich nur mit meinem Schädel in Ordnung käme. Es ist ja nicht an dem, daß ich dauernd Schmerzen habe, aber immer dies Dröhnen, und dazu keine Kraft.“ Er schwieg wieder. „Mitunter denke ich, es wäre am besten gewesen, wenn sie mich hätten liegen lassen.“ Er stand auf, er wollte eigentlich auf seine Frau zugehen, die hoch und steil und blaß in ihrem Stuhl saß, und ihr über das Haar fahren. Aber eine dunkle Scheu hielt ihn davon ab. Er lächelte ein wenig verloren und ging aus der Thür. Gesche blieb sitzen, sie hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt, dann rann ihre Stimme wie ein Flüstern: „Ja, Hinrich Boye, wenn du es selbst meinst . . .“. Einen Augenblick saß sie schweigend da, dann stand sie mit einem Ruck auf und begann das Geschirr vom Tisch zu räumen.

Nicht unmittelbar nach dieser Unterredung hat Gesine Boye ihrem Manne die Thür geöffnet, nach deren Klinke seine tastende Hand griff. Es mußte erst noch jene grauenhafte Nacht kommen, wo die ganze Horde der Trinkgesellen das Haus mit Lärmen und Gröhlen füllte, wo Gesine mit ihren Kindern in der Kammer saß und der kleine Jasper blaß und tränenüberströmt immer wieder fragte: „Was ist denn, Mutter? Mutter, was ist denn geschehen?“ Da erkannte Gesche, daß ein Ende gemacht werden müsse. Am nächsten Tage ist sie nach Rakeburg gefahren und hat eingekauft, was nötig war. Sie hat in den nun folgenden Wochen dafür gesorgt, daß der Bauer abends nicht mehr zu Krug ging, und wenn er nicht von sich aus sein Quantum zu sich nahm, so hat sie sich wohl zu ihm gesetzt, und auch über ihre Lippen ist mehr als ein Glas von dem Rum und dem scharfen Branntwein gegangen. Zu diesen letzten Wochen hat späterhin ihr Erinnern nicht mehr zurückfinden können. Ihr stahlharter Wille hat die Traden ihres Denkens einfach zugeschüttet, wie man wohl einen Weg, der zu stark verfahren ist, so mit Geröll und Sand überfährt, daß er unter der Decke verschwindet. Und das Ende selber ist gnädiger gewesen, als man hätte erwarten können. Der Bauer hat in diesen letzten Wochen manche Nacht drüben geschlafen im Altenteilerkaten, in der Wohnung, wo Christoph Boyes letztes Lager stand. Dabei ist das Wunderliche gewesen, daß es seit der einen Nacht keine Auseinandersetzung mehr zwischen den Eheleuten gab. Das Eigenartige war, daß zuletzt der Branntwein seine Wirkung verfehlte: der Bauer kam nicht mehr von den Füßen, er wurde nicht mehr betrunken, trotz der starken Gaben, in denen er das Gift nahm. Er wurde nur betäubt, dann ging er ruhez

los, leise schwankend über die ganze Hofstelle, aber nicht mehr über die Mauer der alten Findlingsblöcke hinaus. Er war schon halb in dem Lande dort drüben. Als im Januar die ganz strenge Kälte einsetzte mit starkem Schneefall, begann seine Wunde wieder einmal zu eitern, und nun schien er sich seines Zustandes bewußt zu werden. In diesen letzten Tagen war er still und versonnen, seltsam gegenwartsfern. Er schien nur noch in der Vergangenheit zu leben.

Um alle diese letzten Dinge wußte auch nur Dhm Steffen, der viel später davon zu der Bäuerin sprach, als alles bereits vorüber war. Er war es auch, der an dem klaren, kalten Januarmorgen zu Gesine herüberkam und stockend zu ihr sagte: „Der Bauer ist heute Nacht nicht ins Bett gekommen, wir haben ihn eben draußen am Abhang im Schnee gefunden.“ Und dann mit einer ganz brüchigen Stimme: „Er sieht aus, als ob er schlief.“

Gesine hat nicht geweint und nicht geschrien, aber sie hat sich sehen müssen und beide Fäuste in die brennenden Augen gedrückt. Also nun war es soweit. Erlöst!

Wovon Dhm Steffen aber der Bäuerin nie ein Wort gesagt hat, das ist der Abschiedsgruß gewesen, den Hinrich Boye in ungefügigen Buchstaben mit Kreide auf den Tisch geschrieben hatte und den der Alte sorgfältig ausgelöscht hat: „Ein Säufer bin ich schon, ich will nicht auch noch verrückt werden.“ Und darunter, halb verwischt: „Gesine!“

Auf dem Boyehofe rinnt das Leben ganz still. In der Scheundiele liegt der Tote aufgebahrt in dem Sarg aus Eichenbrettern, die seit einer Generation droben unter dem mächtigen Walmdach gelegen haben. Auf dem Hof vor die

Ställe hat man Stroh geschüttet, daß die Tiere geräuschlos treten und man das Schüttern der Wagen, die nunmehr kommen werden, nicht hört. Viele werden kommen, denn es ist eine „große Leiche“. Trine-Tanten, die in den letzten Monaten immer kleiner und magerer geworden ist, hat wohl einmal versucht, ganz leise anzudeuten, ob es nicht besser sei, eine stille Leiche zu machen. Aber Gesine Boye, die aufrecht und starr in ihrer Witwentracht im Hause schaltet und waltet und in deren Ton eine neue Härte des Anordnens und Befehlens erklingt, hat sich hoch aufgerichtet: „Der Boye-Bauer wird zu Grabe gebracht, wie es einem Hauswirt gebührt!“ Die Frau, die so sicher und entschlossen den Hof regiert, erscheint übermenschlich stark in diesen Tagen — niemand weiß, daß die Dämmerstunden und die Nächte anders sind. Als sie mit Trine-Tanten zusammen die Leiche gewaschen und in den Sarg gelegt, ist das letzte an Groll von ihr abgefallen. Sie hat lange am Fußende gestanden, die matte Winter Sonne schien durch die geöffnete Großtür und umrahmte ihre Gestalt mit einem ganz feinen Goldschimmer. Trine-Tanten hatte die Hände gefaltet. Damals hat Gesche ein Wort gesprochen, niemand hat es gehört als die Alte. Es war nur ein Flüstern, aber verstanden hat sie es doch: „Ich glaube, Hinrich Boye, jetzt sind wir quitt.“ Und plötzlich war sie in heißem Schluchzen am Sarge zusammengesunken und hatte den Toten in ihre Arme geschlossen. „Du kannst nichts dafür, ich weiß es, Hinrich, du kannst nichts dafür!“ Und dann nach einer langen Pause: „Aber ich auch nicht! Gott sei uns beiden gnädig!“ Als sie aufstand, waren ihre Tränen versiegt, und sie war an die Hausarbeit gegangen: die alte. Am späten Nachmittage trat sie noch einmal an die Leiche. Sie

rückte den Kopf ein ganz klein wenig zur Seite. Hinrich Boye lag auf der rechten verunstalteten Hälfte seines Gesichts, seine Züge waren entspannt, und hätte nicht der Reif in seinen dunklen Haaren gelegen, so hätte er fast ausgesehen wie in jungen Jahren, nur das Gesicht ein wenig faltiger, die Oberlippe leicht zurückgeschoben, daß die blendend weißen Zähne ganz wenig zu sehen waren. Er schien zu lächeln, und es war ein gutes Lächeln.

Als sie so vor ihm stand, sah sie, daß der linke Ellenbogen ein wenig anders lag, als sie ihn gebettet hatte, und ihr Blick entdeckte, daß er auf einer der kleinen vierkantigen Flaschen mit Kornbranntwein lag, und unter der hohlen Hand war das kleine, dunkelgrüne Glas in das Lagerstroh geschoben; das hatte Trine-Tanten getan. Einen Augenblick wollte die Bäuerin zornig werden, dann aber nickte sie still: mochte es so bleiben. Gott würde richten über seine und ihre Schuld.

Schon am Spätvormittage rollten die ersten Wagen heran. Es waren die Schwäger mit ihren Frauen, dann kamen andere Hauswirte aus entfernten Dörfern, theils aus der Freundschaft, theils solche, die mit Hinrich Boye zusammen im Felde gestanden hatten. Manch einer erschien zu Fuß im Schafpelz, aber mit dem Kirchenhut. Alle wurden untergebracht. Es begann eine Bewirtung, die gegen alle Gewohnheit still verlief, die großen, breitschultrigen Männer saßen stumm und ernst mit verschlossenen Gesichtern. Sie aßen mit Bedacht, sie tranken mäßig, sie taten dem Toten die Ehre an, die ihm gebührte. Gegen Mittag kamen die Hauswirte aus den nächsten Dörfern, und als die Sonne im Scheitel stand, fanden sich die letzten aus dem Kirchspiel und aus dem Dorfe ein. Der Küster kam mit den

Chorknaben, nur der Pastor blieb aus. Jene leise Gedrücktheit, die über der ganzen Trauergesellschaft lag, rührte nicht allein daher, daß jedermann, fern und nah, um das Leben und Sterben des Mannes wußte, der auf der großen Diele lag und dem der Geistliche die Leichenrede halten würde. Sie rührte auch daher, daß man dunkel spürte: was der Geistliche predigen und was die Menschen denken und reden würden, gelte für manch einen unter den Lebenden auch. Und zum letzten — niemand sprach es aus —: auch die Tat der Frau ahnte man. Gesine wußte um das alles, und eben darum ging sie so aufrecht und stolz durch die tafelnde Menge und trug ihr Herzeleid und ihre Schuld wie einen unsichtbaren Stirnreifen auf den blonden Flechten. Nur vor einem hatte sie Angst: vor dem alten Pastor, der sie erzogen, der sie eingesegnet und mit Hinrich Beye zusammengegeben hatte. Vor ihm, auf dessen Kommen nun alles wartete.

Pastor Heinsius hatte den Wagen, den ihm der Papenbuur zu stellen hatte, nicht gefordert. Als die rötliche Winter Sonne ihre Strahlen in sein schmales, tiefes Studierzimmer schickte, saß er noch immer an seinem Schreibtisch und memorierte die Predigt, die er dem halten sollte, der seines lieben Pflegekindes Mann gewesen. Nie war ihm eine Rede so schwer geworden, nie hatte er eine Leichenpredigt so bis ins letzte Wort zu Papier gebracht und auswendig gelernt. Denn Georg Heinsius war eines Bauern Sohn und fünfzig Jahre in seinem Kirchspiel Pastor. Er wußte um vieles mehr, als andere Pfarrer wissen konnten. Und er hatte ein Wissen aus Ahnung geschöpft um letzte Dinge, die keines Menschen Mund bekennt, um Taten, die man tut — — tun muß, aber die im Schweigen einer Dorf-

schaft begraben bleiben. Und doch, hier war er der Geistliche nicht nur, hier war er der Hirte seiner Gemeinde, und er gedachte nicht vor der schwersten Aufgabe zurückzustehen, die starren Gemüther seiner Pfarrkinder unter Gottes Geseß zu beugen: zu richten und zu trösten. Und jetzt stand er auf und steckte das Manuscript seiner Predigt in die Tasche seines Chorrock's, sein Blick streifte den Frühstücksteller, der unberührt auf dem Tischchen stand, und dann schritt er hinaus in den sonnigen Winter und ging in seinen schweren Stiefeln allein den schmalen Fußsteig, der von Kirchdorf zum Boyehof hinüberführte.

Das Gefolge auf der Hausstelle war ein ganz klein wenig lauter geworden. Der Pastor hatte auf sich warten lassen, und eine leichte Ungeduld lief rundum. Als man die hohe Gestalt des Geistlichen oben am Hügelrand auftauchen sah, war der Großknecht zu den Tafelnden getreten und hatte ein leises Wort gesprochen. Da war man aufgestanden und hinüber in die Scheundiele gegangen. Der Küster mit den Chorknaben war schon da. Die Frauen hatten ihren Platz eingenommen. Am Fußende des Sarges stand Gesche mit ihren Kindern. Der Pfarrer Georg Heinsius trat in die Großtür, sein Blick streifte die Versammlung ganz fern und abwesend, auf seiner hohen Stirn und um seinen scharfkantigen Mund lag eine Trauer, die mit einem Schlage Totenschweigen über die Versammlung breitete. Er trat an den Sarg, er legte die große, verarbeitete Hand auf seine Augen, und seine Lippen bewegten sich. Er betete lange, und um seinen mächtigen Mund arbeitete es. Als er sich dann aufrichtete und zu Häupten des Sarges zwischen die Leuchter trat, die zu beiden Seiten standen, brannten seine Augen wie zwei blaue Flammen. Sein weißes Haar

leuchtete im Glanze der Wintersonne. Er gab die Gesangsbuchverse an, und wiederum schweifste sein Blick weit hinaus. Es war, als ob seine Augen einen Ruhepunkt suchten, weit jenseits dieser Menschen, irgendwo drüben im klaren Blau des winterlichen Himmels. Der Gesang ging zu Ende. Und dann kam der Augenblick, wo er doch das tat, was er nicht hatte tun wollen. Er senkte seinen Blick auf Gesine und ihre Kinder. Und da geschah etwas, was die Versammlung erzittern ließ und mit einer dumpfen Erschütterung erfüllte: Georg Heinsius, der wie eine Eiche gestanden hatte in den fünfzig Jahren an vielen Gräbern und oft auf der Kanzel, wenn es galt schwere Dinge zu sagen im Auftrage seines Herrn, wankte. Er ließ plötzlich den mächtigen Kopf auf die Brust fallen und trat einen Schritt zurück. Durch seine hohe Gestalt rann ein Zittern, seine Augen waren auf einmal in jedermanns Blick, und seine Stimme ging ganz tief und dunkel durch den Raum. Er hielt die Hände über der Brust gefaltet, rein geballt, so daß er das Manuskript in seiner Tasche fühlte, aber was er jetzt sprach, davon stand keine Silbe auf den Blättern, die er mit seiner sauberen, eigenwilligen Handschrift eng und klar beschrieben hatte. „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. So spricht der Herr: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Amen. Meine Lieben, wir stehen am Sarge eines Mannes, von dem wir alle wissen, daß er mannigfach gefehlt. Ich bin ein alter Mann und kenne die Jämmerlichkeit der Menschen zu gut, um nicht zu wissen, welche Leichenpredigt ihr dem Toten gehalten habt in Gedanken und Worten, in Hoffart und Eitelkeit eurer Herzen. Und ich weiß, daß ihr von mir erwartet, ich solle hier an der Wahre stehen und alles zum Besten kehren, ich solle

ein Tuch werfen über die Sünden des Toten nach dem Wort: Leichenreden — Lügenreden. Ich aber stehe hier, auf daß ich von der Wahrheit zeuge, und so stelle ich sein Leben und sein Tun unter Gottes des Allmächtigen Wort und unter die Gnade unsers Heilandes Jesu Christi. Der aber sprach: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Dir, dem Weibe des Toten, das um alles weiß und das in seinem Herzen sich sorgen muß bei dem Gedanken: wie wird meinem Manne geschehen, wenn er vor Gottes Thron tritt in der Last seiner Sünden, sage ich: und wenn seine Sünden rot wären wie Blut, das unschuldige Leiden und Sterben unseres Heilands machet sie weiß wie der frisch gefallene Schnee, der draußen über den Feldern liegt. Und wenn du bangst: wie soll er bereuen, da er hinausging in seiner Sünden Fülle? Ich sage dir: ob es gleich Menschen unmöglich dünkt, bei Gott ist kein Ding unmöglich, und seine Gnade sucht und findet den Sünder noch in den Sekunden, da seine Hand die Klinke der Thür niederdrückt. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Meine Lieben, ich weiß um viele Häuser, in denen der Schnapsteufel, der in unsere Landschaft eingefallen ist, wie ein reißender Wolf regiert, wie er hier regiert und verderbt hat. Und da ist kein Nachbar und Gefreund, der mit starker Hand den Strauchelnden halte, sich seines Weibes und der unschuldigen Kinder erbarme, da wir doch eine Gemeinde sind, Glieder an einem Leibe. Wie viele unter euch haben im Felde gestanden gegen den Landesfeind, und von ihrem Mut erzählen die Kreuze, die sie auf ihrer Brust tragen. Wisset ihr nicht um die Kameradschaft, die einen jeden von uns an den anderen bindet in Dienst und Liebe unseres himmlischen Herrn? Ach, wir sind nicht tapfer, feige sind wir und sprechen wie der erste

Mörder, da Gott ihn strafte: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen. Ich, euer Prediger, auch, denn ich habe euch nicht also gestrafet mit Gottes Wort, wie mir zu tun gebührte. So konnte es kommen, daß hier geschah, was in einer rechten christlichen Gemeinde nicht hätte geschehen dürfen. Darum sage ich euch: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Sprecht mir nach mit herzlichem Seufzen die Worte der Beichte: Ich armer sündiger Mensch erkenne und bekenne, daß ich nicht allein in Sünden empfangen und geboren bin, sondern daß ich auch die zehn Gebote Gottes, meines Herrn, vielfältig übertreten und mich beides gegen Gott und meinen Nächsten oft versündigt habe, auch damit Gottes Zorn und Strafe leider wohl verdienet."

Und hier geschah etwas Seltsames und Ungewohntes. Ganz im Bann dieser Stunde begannen erst einzelne und dann das ganze Trauergesolge die Worte des Geistlichen mitzusprechen, bis ein Chor von dunklen und hellen Stimmen die mächtige Halle füllte. So zwang Georg Heinsius seine Gemeinde, Einklehr zu halten bei sich selber und ihre Schuld zu erkennen.

Doch auch den Toten stellte er unter das Gericht, als er fortfuhr: „Dich aber, Hinrich Boye, befehlen wir der Gnade Gottes. Wir legen deinen Leib in Gottes Acker bis auf den Tag der Auferstehung, wo du vor ihn hintreten mußt und dein Urtheil empfangen, der für dich und für uns die Worte sprach: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet."

Georg Heinsius schwieg. Er ließ sein mächtiges Haupt auf die Brust sinken und starrte auf den Sarg. Totenstille lag über der Gemeinde. Die Frauen schluchzten leise, mehr

als ein Mann fuhr sich über die Augen. Gesine stand regungslos, ganz steil aufgerichtet, ihre Lippen bewegten sich leise, über ihre Wangen flossen die Tränen. Sie wußte nicht, was an ihr geschehen, sie wußte nur eins, sie wollte neben dem Toten stehen, hier wie dort drüben, in Seligkeit und Verdammnis. Jetzt hob der Prediger wieder das Haupt und seine Stimme ging dunkel und gelassen durch den Raum: „Herr segne uns und behüte uns, Herr erhebe dein Angesicht auf uns und sei uns gnädig, Herr lasse dein Angesicht leuchten über uns und gib uns deinen Frieden! Amen.“

Dann traten die Träger hinzu und huben den Sarg auf den bereit stehenden Wagen, die Männer ordneten sich zum Zuge, der Großknecht verbrannte das Stroh am Hofstor, leitete die Pferde hindurch, und Trine-Tanten goß die glimmende Asche aus. Die Frauen setzten sich wieder an die Tafel, und die Männer brachten den Boyebauern auf den Kirchhof.

Auf dem Lande macht man keine Beileidsbesuche, man kommt zum Begräbniß, insonderheit kommen die nächsten Nachbarn, die nach altem Brauch verpflichtet sind, in allen Nöthen, die einen aus ihrer Reihe treffen, mitzuhelfen, sei es Geburt, Tod oder ein Brand, und die darum die Nothherren heißen. Darüber hinaus kommt die Freundschaft, das ist die entferntere Verwandtschaft, und die nächsten Verwandten sowie die Gemeinde. Damit ist Sitte und Herkommen genug geschehen. Wer nun kommt, kommt als Nachbar nach vollbrachtem Tagewerk oder in den Pausen der Arbeit. Man drückt sich die Hand, man raucht seine Pfeife, die Frauen machen einen Schnack in der Wirtschaft, und wo man steht,

daß man helfen kann, hilft man, ohne daß ein Wort darüber verloren geht. Den Weg auf die Hufe der Boyes fanden nicht viele, trotz der Predigt von Georg Heinsius. In jenen Notzeiten konnten wenige helfen, und so scheuten sich die meisten zu kommen. Darum ging die Wirtschaft auf dem Hofe ihren eintönigen Gang. Gesine mußte wieder den Baas spielen, und dieses Mal hatte sie nicht mehr die Hilfe ihres Schwiegervaters. Auch Dhm Steffen war mehr und mehr alt geworden und sah die Welt der harten Wirklichkeit wie durch einen leisen Schleier. Gesche war ganz allein, und nur ihr Altester, der sie auf Schritt und Tritt begleitete und langsam, trotz seinen zwölf Jahren, in die Arbeit des Bauern hineinwuchs, war ihr Trost und Beistand. Der langaufgeschossene, blonde Junge sprach nicht viel. Er war seinem Großvater Jasper Petersen mehr und mehr ähnlich geworden, aber von seiner Mutter her hatte er früh das Anordnen und Befehlen gelernt, er war ein richtiger kleiner Bauer.

Nur in einem konnte er der Mutter nicht helfen, das war das Gewirr der Schuldscheine und Verschreibungen, die Hinrich Boye zuletzt wie ein Irrer ausgegeben und unterschrieben hatte. Damit hatte er seiner Witwe einen Gast auf den Hof gezogen, vor dem Gesche graute; das war der Viehhändler und Bauernschlächter, mit dem Hinrich im Eulentrage zusammengesseßen hatte, der rote Hinnerk. Er hatte das Reh gestellt, und die wüsten Gesellen, die Zechkumpane aus jenen wilden Nächten, hatten ihm das Wild ins Reh getrieben. Seine Methode war im Grunde genommen ganz einfach: er gab Geld gegen Schuldschein und ließ sich dafür das Vieh verpfänden, auch wohl hin und wieder Korn oder was der Hof sonst abwerfen konnte. Die Summen

mit ihren hohen Zinsen ließ er ruhig stehen, nur daß der Bauer sein Vieh, das er verkaufte, an ihn abgeben mußte. Kam dann die Zeit, wo der Hof nicht imstande war, größere Beträge aus dem Verkauf irgendwelcher Erzeugnisse zu zahlen, so fing der rote Hinnerk an, wehleidigen Tones zu mahnen, und wenn der Schuldner lange genug gezappelt hatte und müde geworden war, so wurde die Summe, die inzwischen geheftet hatte wie ein Rattenkönig, auf den Hof überschrieben, und das Spiel begann von neuem. Hatte Hinrich Boye einmal versucht, sich aus der Schlinge zu lösen, so drohte der Bucherer mit Kündigung der auf dem Hofe eingetragenen Schuldsomme und erzwang wiederum nach langem Spiel und Hin und Her mit seinem Opfer die Unterzeichnung neuer Schuldscheine.

Gesche hatte das Entsetzen gepackt, als sie die Schublade von Hinrich Boyes Schatulle öffnete und nun in mühsamer Arbeit langsam anfing, einen Überblick zu gewinnen über das, was an lang- und kurzfristigen Schulden auf dem Hofe lag. Es war genug, um die Schlinge zuzuziehen, wenn auch nur ein einziger Rückschlag in der Wirtschaft kam, eine Viehsterbe, eine schlechte oder auch nur eine mittelmäßige Ernte. Mit einer verhältnismäßig geringen Barsomme hätte man den Hof retten können, aber wo war damals nach den schweren Kriegszeiten bares Geld? Und wenn es sich irgendwo befand, versteckt im Strumpf oder im Ofenloch, wer hätte es hergegeben, wer konnte es hergeben, wer brauchte es nicht selbst als dringendsten Notschilling für böse Tage?

So entsetzte sich Gesche, und alles Blut trat ihr zu Herzen, als der Bucherer als einer der ersten kam, um auf seine Art zu nahwern. Er saß in der Stube, er vesperte mit, er sprach

von Wind und Wetter und von den schlechten Zeiten. Gesine wußte genau, wo hinaus er wollte, wußte genau, daß das Würgen von neuem beginne, aber Gesine war nicht Hinrich Boye. Ganz langsam fing der Alte davon an, daß der Bauer das Vieh verpfändet habe und wie er so notwendig Geld gebrauche. Als die Bäuerin auf dem Ohre taub blieb, seufzte er tief und mitleidig und zog seine schmierige Briestafche hervor. „Ich weiß nicht“, bemerkte er, „wie lange ich das viele Geld noch im Hofe stehen lassen kann. Kein Mensch zahlt.“ Gesine unterbrach ihn: „Ihr habt Eure Zinsen noch immer bekommen, mich deucht, sie waren nicht niedrig!“ Der Bauernschlächter wiegte bedauernd den roten Kopf, seine messingnen Dhrringe klinkerten ordentlich. „Ja, aber die Termine, was glaubt Sie wohl, Bäuerin, wie selten bekomme ich mein Geld pünktlich. Und ich selber, ich muß ja auch meine Zinsen bezahlen, Gott steh mir bei, es ist eine schlimme, schlimme Zeit.“ Gesine schwieg. Wenn schon geklagt werden mußte, mochte der scheinheilige Hund alleine klagen. „Unverantwortlich von dem Bauern“, fuhr der Viehhändler fort und zog seine buschigen Augenbrauen hoch in die Stirn, „daß er Euch in diese Bredouille gebracht hat. Wie gesagt, ich weiß nicht“, er brach ab, denn er erwartete nach seiner langjährigen Erfahrung, daß die Bäuerin die Schürze vor die Augen nehmen würde und anfangen zu schluchzen. Aber etwas ganz anderes geschah, etwas, was er noch nie erlebt hatte und was er nie erwartet hätte. Gesine schoß steil aus dem Stuhle, in dem sie saß, empor, ihr Gesicht war schneeweiß bis auf die Lippen, und sie sagte mit schneidender Stimme: „Es sind keine drei Wochen her, daß des Bauern Leiche auf der Scheundiele gelegen hat. In diesem Hause steht niemandem das Recht zu, sein Maul

gegen ihn aufzureißen. Auf dem Begräbnis waret Ihr nicht. Mich deucht, Ihr kommt ein wenig früh, um mich ins Elend zu stoßen.“ Der rote Hinnerk hatte sich schnell gefaßt: „Du lieber Gott, wer redet davon.“ — „Ihr“, sagte Gesine hart. Er wiegte wieder den Kopf: „So ist es ja gar nicht gemeint! Es muß ja nur alles seine Richtigkeit haben.“

In demselben Augenblick ging die Thür, und der Schulze trat ein. Er begrüßte Gesine mit einem kurzen Nicken, dann sagte er mit schleppender Stimme, in der ein harter Hohn bebte: „Ja, ja, es muß alles seine Richtigkeit haben! Aber mich dünkt, Eure Schuldscheine haben Haken und Hsen. Schade, daß Ihr die Predigt vom alten Georg Heinsius nicht gehört habt, vielleicht hätte sie Euch geholfen, manches zurechtzubiegen an den Haken und Hsen, was doch wohl nicht so ganz seine Richtigkeit hat. Vor allem aber hat es nicht seine Richtigkeit, daß Ihr heute schon hier sitzt und so tut, als ob die Hufe Euch gehöre! Da hat das Herzogliche Amt auch noch ein Wort mitzureden.“ Der Bauernschlächter erschrak. Mit dem Amt hatte er nicht gern zu tun und mit dem alten Schulzen erst recht nicht. „Ja, ja“, sagte er, „natürlich. Ich bin auch nur erst einmal so vorbeigekommen.“ Der alte Schulze entgegnete kein Wort. Er setzte sich auf den Stuhl und sah den roten Hinnerk schweigend an. Es entstand eine ungemütliche Stille. Dann murmelte jener so etwas von keine Zeit haben und ein andermal wiederkommen und empfahl sich. Als er gegangen war, sagte der Bauernvogt: „Ich sah den Wagen des alten Halunken von meiner Feldscheide aus und dachte so bei mir: du gehst einmal hinüber und siehst zu, daß man ihn im guten vom Hofe bekommt. Vor mir hat er nämlich Schock.“

Gesche atmete hoch auf. „Ich danke Euch, Schulzenvater“, sagte sie. Und dann nach einer Pause gequält: „Aber, wie das werden soll, weiß Gott allein! Ich sehe bald keinen Ausweg mehr.“ Der Schulze zuckte die Achseln: „Ja, es ist schlimm, aber laßt Euch vor allem nicht ins Bockshorn jagen, unterschreibt keine Verpfändung und beruft Euch immer auf das Amt, denn das muß den Nachlaß prüfen und Euch und den Kindern notfalls einen Vormund setzen. Bis dahin soll er Euch in Frieden lassen!“ Er drückte der Bäuerin die Hand und ging, nachdem er noch ein paar Worte über Wetter und Jahreszeit gesprochen hatte.

Als der Schulze vom Hof war, atmete Gesine hoch auf. Ihr war zumute wie einem Vogel, den die würgende Dohne bereits gefaßt hat und der sich dann plötzlich noch einmal aus der Schlinge zieht. Welch Segen, daß der Schulze gekommen war, just als der rote Hinnerk mit seinem Raß- und Mausspiel anfing, Ernst zu machen. Ihr war das Herz schwer. Wirtschaften, ja, das konnte sie, aber durch das Gestrüpp der Schuldscheine und Hypotheken sich durchzuwinden, davon verstand sie nichts. Sie seufzte noch einmal, auch das würde sie lernen müssen. Sie würde überhaupt noch viel zu lernen haben, wenn sie ihren Kindern das Erbe retten wollte.

Der Himmel war hell und klar, durch das Gebüsch am Fischteich huschten die ersten Amseln mit leisem Ruf. Wie lange würde es dauern, dann würden sie singen. Die Hähne waren schon blank und schier. Sie ging den Hang hinauf bis zu dem alten Holunder am Backhaus. Schon von weitem sah sie, daß Dhm Steffen über der Halbtür lehnte. Er kam ihr entgegen und stand eine Weile schweigend

neben ihr. Sie spürte, daß er ihr etwas sagen wollte. Der Alte kam immer seltener auf den Hof, aber wenn sie ihn am Holunderbaum sah, so konnte sie sicher sein, daß er etwas auf dem Herzen hatte. Er rauchte eine Weile stumm, dann klopfte er die Pfeife aus, sah die Bäuerin mit seinen tiefliegenden, grauen Augen an und legte seine behaarte und große Hand auf ihren Arm. Es lag eine absonderliche, scheue Zärtlichkeit darin. Dann hub er an: „Gestern Nacht, Gesine“ — er stockte — „so wahr mir Gott helfe, ich sage die lautere Wahrheit. Also gestern Nacht, ich schlief, und auf einmal mußte ich aufstehen, du weißt schon. Ich trat an das Fenster. Draußen lag der Mond und da, siehst du, da kam er von der Kälberkoppel her.“ Gesine zuckte zusammen. „Ich erkannte ihn gleich, es war nur so schnurzig, er trug die blaue Weiderwandjacke wie bei der Arbeit und ging ganz leicht, aber langsam. Er hinkte nicht, Gesine, und sein Gesicht war grau wie Mondlicht. Aber er hatte ein gutes Gesicht. Obschon, daß man die Narbe über den Augenbrauen deutlich sehen konnte. Er ging mit weichen Schritten nach dem Grasgarten und trat an den kleinen Apfelbaum, den er zuletzt noch aufgereißt hatte. Und da sah ich, daß die Weidenrute, mit der der Baum am Pfahl festgebunden war, fehlte, und der Baum bog sich stark im Wind. Er bückte sich, griff ein paar Hände Stroh auf und drehte ein Seil. Damit band er den Apfelbaum fest, dann nickte er mir zu und verschwand hinter der Ecke der Scheune. Da war ich frei, und, wahrhaftiger Gott, ich sah, daß der Baum sich im Winde bog und daß die Weidenrute fehlte. Da bin ich hinausgegangen und habe ihn angebunden.“ Er schwieg. Gesine schauerte leicht. Der Alte deutete ihre Bewegung falsch. Er legte ihr wiederum die

Hand auf den Arm. „Du mußt dich nicht fürchten, Gesche, siehe, er ist nicht in der Ungerechtigkeit, er muß dienen. Wir müssen alle dienen, hier und drüben auch. Überhaupt“ — er stockte wieder — „sieh mal, was der Pastor sagt, ist nicht das Letzte, da ist viel Raff zwischen, wie nach dem Dreschen, eh daß man geworfelt hat. Wir Sehenden, wir haben ein tieferes Wissen vom Drüben, nur wir sprechen nicht davon. Ich sage es dir auch nur, damit es dir zur Tröstung gereicht. Auch mit der Hölle ist das anders. Die Zunft der Grobschmiede weiß um das Geheimnis, und einer von ihnen hat in meinen jungen Jahren einmal davon geredet. Es war im Krug. Da war ein junger Mensch, der lernte auf Pastor, und der schalt ihn und drohte ihm mit der Verdammnis. Da sprach der Geselle: ‚Du Narr! Siehe, um die Hölle wissen wir Bescheid. Wir Schmiede legen auch das Eisen in die Blut, damit wir es hämmern können und biegen in die Form, die ihm werden soll. Aber nur ein Pfuscher läßt das Eisen verbrennen, und der Herrgott ist kein Pfuscher. Er schmiedet die Menschenseelen zurecht, wie wir das Eisen. Das ist das Geheimnis um die Hölle, damit du es nur weißt.‘ Da mußte der andere schweigen, denn siehe, der Schmiedegeselle wußte mehr um die Dinge als er. . . . Du kannst ruhig schlafen gehen. Auf dem Boyehofe dient einer mit, den unsere Augen nicht sehen.“

Gesine wurde auf einmal das Herz weit. Sie wußte wohl, daß Georg Heinsius übel zufrieden gewesen wäre mit dem, was der Alte erzählte. Aber ihr war es eine Tröstung. In dieser Nacht schlief sie zum erstenmal seit Wochen tief und fest und erwachte am Morgen mit einem Gefühl der Kraft, das sie lange nicht verspürt hatte.

In eben diesen Tagen, da Gesche in ihrer Not nicht mehr aus noch ein wußte und sich vorkam wie ein Stück Wild, das von einem bösen Hunde geheßt wird, wurde ihr Hilfe von einer Seite, an die sie nie gedacht hatte. Von dieser Hilfe hat sie erst viel später erfahren, als sie aus der schwersten würgenden Not heraus war. Sie ging aus von den sieben Kameraden, die mit Hinrich Boye zusammen im Felde gestanden hatten, und war eine Frucht, freilich eine in dieser Weise nicht beabsichtigte, von des alten Heinsius Grabrede. Es war ein Gericht, das über den roten Hinnerk hereinbrach in aller Stille und Heimlichkeit, eben damals, als er in seiner Sünden Fülle glaubte, den Boyehof, um den er lange gestrichen war wie ein hungriger Wolf, endgültig in seine Klauen zu kriegen.

Der alte Bauernschlächter war der verhaßteste Mensch in der ganzen Landschaft, aber er war zugleich der gefürchtetste. Wenn er auf seinem schmutzigen Wagen häufiger auf ein Gehöft kam, so schüttelte man in Sorge den Kopf. Man wußte, er hatte wieder einmal einem leichtsinnigen Bauern, einer armen Witwe den feingedrehten Strick aus Schuldscheinen und Wechseln um den Hals geworfen, mit dem er sie erwürgte. Niemand aber wagte, ihn in seinem bösen Handeln und Treiben zu stören. Zu viele saßen in seiner Schlinge, und in jener bösen Nachkriegszeit stand auch mancher Wohlhabende bei ihm so tief in der Kreide, daß die Schuld mit Zins und Zinseszins ihn von den Beinen gebracht hätte, wenn er es gewagt hätte aufzumucken. Damals gab es noch keine Sparkassen und Vorschußvereine. So war der Güterschlächter der allmächtige Herr in seinem Bezirk. Ein Gewissen

hatte er nicht, mit allen Schlichen war er vertraut, so daß selbst die Gerichte ihm gegenüber machtlos waren.

Aber alles hat ein Ende, auch die Geduld des ewig geplagten Bauern. An einem Winterabend war er wieder einmal auf dem Boyehof gewesen und hatte sich die beste Kuh verpfänden lassen. Es war nicht der einzige Löffel Rahm, den er an diesem Tage geschöpft hatte, so war er recht guter Laune. Er hatte schon im Eulentrüge einen scharfen Trunk getan, auch unterwegs der vierkantigen Flasche mit Korn des öfteren zugesprochen, denn es war kalt gewesen, als er abfuhr, und erst als es dämmerte, hatte sich der Himmel bedeckt. Es war wärmer geworden, und dann hatte es angefangen zu schneien, ganz große Flocken. Dazu war es windstill, so daß der Schnee sich gleichmäßig legte, und nur im Osten stand streifiges Gewölk am fahlgelben Himmel. Darin saß Sturm.

Der rote Hinnerk lehnte, in seinen Schafpelz gehüllt, behaglich zurück. Der Gaul wußte seinen Weg nach Hause. Es schadete nichts, wenn er ein wenig überdruselte. Aus dem Druseln aber war ein Schlaf geworden, und dann schrak er jählings empor. Der Wagen hielt, das Pferd schnarchte und wollte nicht vorwärts. Er warf einen Blick um sich und erschrak. Was zum Teufel, er mußte vom Wege abgekommen sein, rings um ihn war Wald, nur vor ihm eine weite, kahle Fläche. Die Flocken waren klein geworden und trieben im Winde, der mit jedem Augenblick stärker wurde. Am Kopf des Pferdes aber stand eine Gestalt im weißen Hemd mit einer Kapuze über dem Kopf. „He“, rief er. Aber die Gestalt hielt den Gaul an der Trense, und jetzt sah er rechts und links zwei ebenso Bekleidete und hinter sich hörte er im knirschenden Schnee Schritte. Der

Gaul stand baumstill. Der Mann, der neben ihm stand, mußte mit Pferden umzugehen wissen. Jetzt klang von hinten her eine klare Stimme, nur ein wenig gedämpft, als wenn man durch ein Tuch spricht. „Zochen Hinnerk, hör wohl zu! Rühr dich nicht und reg dich nicht, wenn du deine Haut heil nach Hause bringen willst. Wir kennen dich wohl und wissen um deine Schandtaten, wir dulden sie nicht länger. Hier stehen sieben Mann, die lange genug draußen waren im Krieg, um nicht zu wissen, wie man mit Gelichter deinesgleichen umspringt. Vor dir liegt das Niendorfer Moor, da hinein gehörst du von Gottes und Rechts wegen. Ehe wir dich aber dahin bringen, sollst du noch einmal verwarnt sein. Du siehst, wie leicht ein Bauernschlächter verunglücken kann.“ Das Wort „verunglücken“ war von einem bösen Lachen begleitet. „Geschieht des Hinrich Boyes Witwe von dir auch nur das Geringste, eh daß der Drost in Schönberg den Handel um den Nachlaß geschlichtet, so bist du ein toter Hund. Du wartest, bis der alte Iven und die Herren vom Gericht ihr Wort gesprochen. Mag es dauern, so lange es will. Und jetzt bleibst du still sitzen, eine Viertelstunde. Rührst du dich, fährt deinem Gaul etwas in die Flanken, daß ihr beide zu liegen kommt, wo ihr liegen müßt. Zum Zeichen, daß es uns Ernst ist, gib Obacht!“ Ein Krach hinter ihm, das Rad zersplitterte und sprang aus den Felgen. Noch einmal, der Wagen legte sich schwer auf die Achse. Der Gaul wollte steigen, aber eine starke Hand hielt ihn fest. Er zitterte an allen Gliedern, schnarchte und dampfte vor Schweiß. Der rote Hinnerk saß, von Grauen gebannt, baumstill. Er hatte erkannt, wo er hielt. Jetzt zog eine Wolke vor den Mond, es wurde dunkel. Die drei Gestalten vor ihm waren weg, lautlos im tiefen

Schnee, wie ausgewischt. Der böse Güterschlächter wagte kaum zu atmen, ganz vorsichtig zog er die schwere silberne Uhr unter dem Pelz hervor und starrte auf den Zeiger, der unendlich langsam über das Zifferblatt kroch. Als die Zeit abgelaufen war, stieg er, noch immer zitternd, vom Wagen und strängte sein Pferd aus.

Lange nach Mitternacht ist er mit dem Pferd zu Hause angekommen. Er hat nie über den Vorfall gesprochen. Man hörte nur, daß er Unglück gehabt habe mit seinem Gefährt. Gesine aber hatte Ruhe und mit ihr viele andere.

Kurz vor Palmarum kam der alte Drost mit einem Gerichtsschreiber auf den Hof, um die Hofwehr zu prüfen und den Nachlaß zu ordnen. Es war der alte Iven, den man in der Landschaft den Lügen-Iven nannte. Aber daran war nur sein gutes Herz schuld. Es kam oft vor, daß er einem Hauswirt, einer Witwe oder irgendeinem kleinen Mann, der in Not war, zu viel versprach. Das konnte er dann nicht halten. Und wenn nun die Betreffenden auf seine Amtsstube kamen, so wurde er zornig und schnob sie an: „Hab ich was geschrieben? Was geschrieben ist, ist geschrieben; hab ich was gesagt, ist's gelogen.“ Dann half er aber doch, so gut es ging. — Er kam auf seinem juckeligen, kleinen Jagdwagen auf den Hof gefahren, in dem grünverschossenen Pelz, mit dem Krückstock aus Ebenholz und der Elfenbeinkugel. Gesine geleitete ihn in die Stube, und dann öffnete sie das Pult aus Birnenholz und legte den beiden Männern den Inhalt der verhängnisvollen Schublade vor. Der Drost begann die Schuldscheine und Forderungen zu prüfen, aber auch er konnte sich durch das Wirrsal nicht so ohne weiteres hindurchfinden. Er schob

den ganzen Haufen dem Schreiber hin und lehnte sich in den Stuhl zurück. „Schweinerei“, sagte er laut, und dann, auf den Haufen der Papiere deutend, befahl er: „Ordnung!“ Der Aktuar machte sich ans Werk, und der Drost stand auf und wandte sich an Gesine: „Mal über den Hof und durch die Ställe gehen.“ Die Bäuerin führte ihn über die ganze Hofstelle. Er sah mit seinen klugen, schwarzen Augen, die unter buschigen Brauen standen, sich alles wohl an und nickte mitunter mit dem Kopf. Zwischendurch stellte er einige kurze Fragen, auf die Gesine ebenso kurz antwortete. Ihm entging nichts, nicht die Ordnung und Sauberkeit, aber auch nicht der jämmerliche Zustand der Tiere. Er ging mit ihr über Kornboden und Futterkammer, er sah Dunghof und Grasgarten und prüfte den Zustand aller Gebäude. Dann schritten sie ein Stück den Feldweg hinauf, denn der alte Iven wollte den Stand der Saaten und den Zustand des Ackers kennen lernen.

Er verstand sich auf Bauerntagewerk, denn er hatte selber ein Gut und war ein tüchtiger Wirt gewesen. Auf dem Acker war er tüchtiger als mit den Akten. Er las nicht gern, er schrieb noch ungerner, und eine Unterschrift von ihm zu bekommen, war eine Haupt- und Staatsaktion. Als sie umkehrten und gegen den feuchten Westwind dem Hofe zuschritten, sagte er nur kurz: „Gesund. Die Stelle an sich ist gesund. Aber ausgehöhlt. Warum hält Sie nicht mehr Vieh, Frau?“ Gesine zuckte die Achsel. Die Tränen stiegen ihr in die Augen, sie dachte an alle die Kühe, die ihr Stolz gewesen waren und die der rote Hinnerk geholt hatte. „Verkauft.“ — „Der rote Hinnerk?“ fragte der Drost kurz. „Ja.“ — „Schweinerei“, sagte er wieder, „Kanaille! Aber der Hof ist gesund.“ Dann maß er sie mit einem prüfenden

Blick. „Wie alt ist Sie, Frau?“ Und als Gesine Bescheid gab, wiegte er den Kopf und seine Stimme war milder. „Jung, jung, noch so jung. Ja, es ist schwer! Wir wollen sehen, daß wir die Stelle für die Kinder halten können. Aber ich kann nichts versprechen, ehe ich nicht die ganze Aufstellung zusammen habe. Und . . .“ er zögerte einen Augenblick, „ohne Bizewirt wird es nicht gehen.“ Gesine zuckte zusammen. Das hatte sie nie erwartet. „Ich habe den Hof in Ordnung gehalten mit dem Bruder meines Schwiegervaters und dem Großknecht. Wenn ich nur Ruhe bekomme vor den Schuldscheinen und langsam abzahlen kann, so will ich es schon schaffen.“ Der Alte wiegte den Kopf. „Geht schlecht“, sagte er, „wird kaum angehen, aber wollen sehen. Drei Kinder sind da? Hum, hum. Wie alt ist der Großsohn?“ Und als Gesine wiederum Bescheid gab, schüttelte er den Kopf: „Zu alt, viel zu alt und stätig. Wird's nicht lang mehr machen. Aber wollen sehen.“ Er ging in das Zimmer zurück, an Trine-Lanten vorbei, die ihn mit einem tiefen Knicks begrüßte. Drinnen saß der Schreiber, ordnete, rechnete, strich aus, legte einzelne Blätter dazwischen. Der Drost sah ihm mit leiser Ungeduld zu. Er zog seine goldene Uhr, ließ repetieren und sagte zu dem Schreiber: „Mitnehmen, den ganzen Krempel mitnehmen. Auf dem Amt fertig machen. Gleich vorlegen.“ Dann bat er um ein Glas Milch. Als Gesine es brachte, hatten sich die Kinder mit hineingedrängt. Der alte Iven, der sonst Kinder nicht liebte, warf einen scharfen Blick auf sie und trank sein Glas Milch. „Hum, hum“, sagte er, „gute Zucht.“ Dann stieg er mit dem Aktuar auf seinen Wagen. „Ihr bekommt nächste Woche Bescheid.“ Damit fuhr er davon. Gesine hatte genug von dem Alten gehört, um nicht zu wissen, daß aus der einen Woche

viele werden konnten. Das Herz war ihr schwer. Sie ging hinüber nach dem Backhaus. Dhm Steffen, der sich bei der Ankunft des Drossen schnell gedrückt hatte, kam vorsichtig hinter dem Holunderstrauch hervor. „Was sagt Lügen-Iven?“ Gesine hatte ihr Gesicht in beide Hände gestützt, ihre Schultern flogen von verhaltenem Weinen. „Der Hof sei gesund, sagte er, aber er will einen Bizewirt einsetzen. Das kann ich nicht, ich kann es nicht!“ Dhm Steffen kraulte seinen grauen Bart. „Nun, nun“, tröstete er, „da wird Rat werden.“ Und als Gesine, statt Antwort zu geben, in bitterliches Weinen ausbrach, fügte er leiser hinzu: „Du mußt es wohl tun, Gesche, um der Kinder willen und um den Hof.“

So ging der Tag vorüber, vor dem sich Gesine gegraut hatte. Vielleicht sah es nicht so schlimm aus, wie es ihr geschienen hatte, aber sie hatte doch nur geringe Tröstung empfangen. Drüben, von der untergehenden Sonne beschienen, lag der Boyehof; wieviel hatte sie nicht für ihn geopfert, wieviel Last hatte sie nicht auf sich genommen! Und nun noch dies Letzte. Der Abendwind trug die hellen Stimmen ihrer Kinder herüber, die unbekümmert und ahnungslos sich auf dem Hofe jagten. Gesine lehnte den Kopf an die Wand des Backhauses. Ihre beiden Hände krampften sich um den Sitz der Bank. Vor ihrer Seele standen die beiden Alten, die die Sorge um den Hof auf ihre Schultern gelegt hatten, ihr Vater und der alte Boye! Stand das Bild ihres Mannes, den sie dem Hof geopfert hatte. Und plötzlich begriff sie, daß es kein Zurück mehr gab. Vielleicht war dieses Opfer, das von ihr verlangt wurde, das schwerste. Aber sie fühlte, sie würde es bringen. Der Hof hatte Hinrich Boye genommen, er würde auch sie hinnehmen. Sie fühlte sich müde, unsäglich müde.

Wenn Gesine angenommen hatte, daß die Erledigung ihrer Angelegenheit in dem gewohnten Amtschimmeltritt sich über Wochen und Monde hinziehen werde, so hatte sie sich geirrt. Wohl war es Gewohnheit des alten Iven, alle unangenehmen und ihm peinlichen Dinge sich vorerst einmal vom Leibe zu halten. Er hatte jene große Weisheit des Regierens begriffen, daß alles Zeit hat und Zeit braucht und daß totgelaufene Ungeduld sich leicht steuern läßt. Hier hatte aber die Bäuerin nicht mit seinem Herzen gerechnet. Der alte Drost hatte nicht jenen Nachmittag vergessen, wo der Schwiegervater der Frau vor ihm stand und von ihm forderte, daß er den Bauern zurückrufe. Er hatte es ihm abgeschlagen damals. Aber er wußte, daß es in seiner Macht lag, dem Vater zu willfahren. Er hatte es gut zu machen gemeint, war auch dem großen vaterländischen Schwung jener Tage erlegen; was aber herauskam, war nicht gut gewesen. Und so spürte er der Bäuerin wie auch den Kindern gegenüber so etwas wie ein leises Schuldgefühl. Darum lag ihm viel daran zu helfen, soweit es in seiner Macht stand. Aber als nüchterner Rechner sah er keinen anderen Weg als den einer Interimsbewirtschaftung. Der Interimswirt mußte ein Mann sein, der so viel Geld mitbrachte, daß er die drückendsten Schulden ablösen konnte. Wenn er dann fleißig und tüchtig war, konnte er den Hof seinen Stiefkindern leidlich schuldenfrei übergeben. An der Frau würde es nicht liegen, das wußte Lügen-Iven, denn er hatte einen feinen Niescher für das, was an einem Menschen dran war. So fuhr er von dem Boyehof nach Ohlen-dorf und ließ vor dem Schulzen halten. Er gehörte nicht zu den Autokraten, die alles allein machen, sondern hörte auf den Rat verständiger Männer in seinem Amtsbezirk.

Freilich, hatte er dann entschieden, so gab es kein Aufmucken mehr gegen das, was das Amt festgesetzt hatte.

Auf dem Schulzenhof trat der alte Drost ganz anders auf, als er bei Gesine sich gezeigt hatte. Dort hatte er Angst gehabt vor Weibertränen und vor seinen eigenen leichtsinnigen Versprechungen, und darum war er knasch und kurz gewesen. Hier aber wollte er, wie er es selber nannte, „fischen gehen“, er wollte aus dem Schulzen herauskriechen, wen er als Bizewirt für geeignet hielt. So gab es erst ein langes Gespräch über den Zustand der Wege und Brücken, über Ernte und Wetter. Der Drost war merkwürdig entgegenkommend in bezug auf Erleichterungen der Dienste, die der alte Bauernvogt mit sturer Hartnäckigkeit in Rücksicht auf die schwere Kriegszeit forderte. Und dann steuerte er langsam auf sein eigentliches Thema los: den Boyehof. Der alte Gottschalk Wittrock aber war als Diplomat seinem Gegenüber zum mindesten gewachsen. Nicht umsonst regierte er seit über zwanzig Jahren seine Dorfschaft, und wenn er seinen Pferden auch lange keine ließ, er hatte noch immer durchgesetzt, was er wollte, trotz Hadern und Schelten und Quarren und Quäsen seiner dickköpfigen Bauern. Als der Drost auf seinen Hof kam, da wußte er genau, was der Alte wollte. So wurde er plötzlich wortkarg und fing an, sich hinter dem Ohr zu kraulen, und in dem Maße, als der Drost seine Ansicht über den Zustand des verwaisten Hofes vor ihm ausbreitete, versackte der alte Bauernvogt in ein tiefsinniges Schweigen, das nur gelegentlich von einem bedächtigen „Ja, ja . . . ja, ja!“ unterbrochen wurde. Dabei wußte der alte Fuchs ganz genau, wen er auf den Boyehof hinhaben wollte. Er war mit dem Müller Wesendorf verschwägert und hatte es lange

heraus, daß dessen Ältester, Wilhelm, nur darum Junggeselle geblieben war, weil er die schöne Gesche nicht hatte vergessen können. So schürkoppte er denn zunächst einmal bei allen Vorschlägen, die der Drost von sich aus machte. „Wer hat heute Geld?“ sagte er tiefsinnig und nagelte Lügen:Iven mit einem Blick seiner klugen, tiefliegenden Augen fest. Bei der zweiten Serie, mit der jener herauskam, machte er nur eine vage Handbewegung, wiegte den Kopf und sagte: „Gott son'n ollen Kerl! Und denn die junge Frau!“ Der Drost fing an ungeduldig zu werden und griff nach seiner goldenen Uhr. In dem Augenblick kam die Bäuerin herein mit Brot und Butter und einer kleinen, aber guten Tasse Kaffee. Das war Ivens Schwäche. Er durfte zwar keinen Kaffee trinken wegen seiner Nieren, aber er tat es so gern. Er steckte die Uhr also wieder ein und setzte sich gegen den Tisch. Die Bäuerin, eine mächtige, kluge Frau, stützte ihre etwas kurzen Arme auf die Knie und sah den beiden Männern zu, die sich über das Mahl her machten. Plötzlich kam Lügen:Iven ein Gedanke. Er legte das Messer hin und sah die Frau mit seinen klugen, schwarzen Haselmausaugen an. „Das ist ja überhaupt Weibersache“, sagte er, „hör' Sie, Schulden:Mudder, wir suchen einen Bizewirt für Gesine Boye. Tüchtig muß er sein, leidlich Geld muß er haben, und die Frau muß ihn nehmen. Weiß Sie nicht einen?“ Die Bäuerin wiegte den mächtigen Kopf, auf dem hinten ein Dutt saß, der nicht größer war als eine Zwiebel. „Jä“, sagte sie, „das ist solche Sache. Jeden nimmt die Gesche nicht. Und jeder nimmt auch die Gesche nicht, denn die jungen Kerls haben Angst vor ihr, weil sie so tüchtig ist und die Büren an hat. Aber einen wüßt ich, man bloß...“ Sie sah ihren Mann tiefsinnig an. „Ach so“, sagte der, als

ob ihm etwas einfiel. „Ja, daß ich an den auch gar nicht gedacht hab. Der alte Müller hat wohl noch so einen Strumpf mit Talern im Ofenloch, und der Wilhelm würde es sich etwas kosten lassen.“ „Er hat doch schon einmal um die Gesche gefreit“, setzte die Bäuerin hinzu, „und mich deucht, sie hat ihn immer ganz gerne gehabt, bis der Hinrich dazwischen kam.“ Der Drost, der schon ein wenig verärgert und ungeduldig geworden war, schoß wie ein Hecht auf den Köder. Und als jetzt die Bäuerin eine begeisterte Lobpreisung ihres Patenjungen losließ, und der Schulze erst in seiner bedächtigen Weise mit einem „Das soll wohl sein“ oder „Das ist wohl so“ unterstrich, da war für Lügen-Iven die Sache abgemacht. Das hatte er wieder einmal fein getroffen, und als die beiden Alten scheinheilig bremsen mit einem „Wenn ihn die Bäuerin nimmt“, klopfte er mit dem Krückstock auf den Tisch, wischte sich mit der Serviette den Mund und entschied: „Beschuß des Herzoglichen Amtes. Der Witwe des Hauswirts Boye wird aufgegeben . . .“ — Aber noch einmal griff die Bäuerin ein: „Ree, Herr Drost, wenn es schon Weibssache sein soll, so geht das nicht. Der Bauer ist noch nicht acht Wochen unter der Erde, wie kann man es der Frau zumuten, jetzt schon an Freien zu denken. Aber man könnte und sollte den künftigen Interimswirt als Verwalter der Herzoglichen Kammer von Amtes wegen bestallen. Er könnte in die leer stehende Wohnung von Vater Boye ziehen, dann werden sich die beiden wohl so sachten zusammen spielen und über Jahr und Tag ein Paar werden.“ Der Drost klopfte ihr auf die Schulter, daß sie in die Hücke sackte: „Sie ist eine ordentliche Frau, Schulden-Mudder“, sagte er, „es soll geschehen, wie Sie es rät.“ Dann bestieg er seinen Wagen und fuhr ab. Als

er auf der Landstraße nach Schönberg war, war er schon überzeugt, daß dieser kluge Plan von ihm stamme. Und als er zu Hause ankam, beorderte er die Vorlegung der Rechnungen zum nächsten Termin und ließ gleichzeitig Gesine für den nächsten Mond nach Schönberg vorladen.

So wurde Gesine von zwei klugen alten Männern und einer gescheiterten Frau zum zweitenmal an den Mann gebracht. Alle hatten sie es gut gemeint. Keiner ahnte, wie gefährlich es ist, im Leben zweier Menschen Schicksal zu spielen.

Die Bäuerin erfuhr bald von dem Besuch des Drostens auf dem Schulzenhof. Wenn der herzogliche Beamte über Land fuhr, um hier und da persönlich nach dem Rechten zu sehen, so blieb das nie geheim. Und wenn die Leute vom Ausbau auch kaum Verkehr mit dem Dorf hatten, einen gab es, zu dem alles kam, was in der Landschaft geschah, meist in der Dämmerung, oft bei Nacht. Täglich kamen Bauern und Tagelöhner, Büdner und Häusler, um sich bei dem Alten die Suchten brechen zu lassen oder Tränke für ihr krankes Vieh zu holen. Oder um ihn selbst zu bitten, in ihre Ställe zu kommen, wenn ein Schwein am Rotfeuer, eine Kuh am Blutharn erkrankte und sie mit ihren eigenen Künsten zu Rande waren. Und da der Landmensch niemals mit seinem Anliegen in die Thür fällt, sondern sich immer erst nach einem langen Schnack, darin die letzten Geschehnisse des Dorflebens gestreift werden, offenbart, so wußte der alte Schäfer um alles Bescheid, was in der Landschaft geschah, wie selten ein Mann im Dorf. Er wußte also auch, daß der alte Wesendorf beim Schulzen gewesen war, wußte, daß die Schulzin den Sohn des Müllers ge-

trossen hatte, und verstand genau, daß das Netz für Gesine gestellt war. Als nüchtern rechnender Bauer sah auch er keinen anderen Ausweg für die Bäuerin als die übrigen und spielte daher an dem Spiel des Schulzen insgeheim mit.

Gesine geriet in große Unruhe, als sie von dem Besuch Lügen/Ivens im Dorfe erfuhr. Sie ahnte, nein sie wußte, daß dort über ihr Schicksal entschieden wurde. So ging sie denn eines Abends nach Vesper zum Schulzen hinüber. Man nahm sie freundlich auf. Die Schulzen-Wudder setzte sich zu ihr, und nach einigem Hin und Her war man bei dem Thema angelangt. Der Schulze war klug genug, die Person des Bizewirts ganz aus dem Spiel zu lassen, und die Bäuerin empfahl Gesine, als erste Forderung die zu stellen, daß der künftige Bizewirt erst ein Jahr als Verwalter auf dem Hofe wirtschaften solle, ehe er seine Bestallung als Vormund empfing. Daß sie sich der Forderung des Amtes zu fügen hatte, daran ließen die beiden Alten von vornherein keinen Zweifel; der Schulze sagte es in seiner geraden Art, und seine Frau tröstete die Bäuerin, die wiederum dem Weinen nahe war, in ihrer mütterlichen Weise. Aber auch sie ließ die Möglichkeit, selber zu wirtschaften, bei Gesine gar nicht aufkommen. „Das ist nun einmal Frauenschicksal, Gesche“, sagte sie ruhig, „wir gehören zur Hufe, und wenn wir Witwe werden, so wird mit der Hufe auch über uns entschieden.“ Es entstand eine etwas gedrückte Stille, dann warf der Schulze ein: „Ich weiß nicht, wie man dir anders helfen soll, oder kannst du das Geld aufbringen, die Kanaille von Bauernschlächter zu befriedigen? Wenn er dich jetzt auch in Ruhe gelassen hat, er kommt doch wieder. Und darüber hinaus kann das

Umt verlangen, daß die Hofwehr vervollständigt wird, und ich weiß nicht, wie du das Vieh in diesen Zeiten kaufen willst. Oder weißt du jemanden, der dir persönlich die Summe leiht, die nun einmal nötig ist, um deine Hufe wieder flott zu machen?" Er lächelte plötzlich. „Oder will etwa Dhm Steffen seinen Schatz herausrücken?" Gesine sah erstaunt auf. „Dhm Steffen“, fragte sie, „einen Schatz?“ „Mann, tühn nich“, sagte die Bäuerin ärgerlich. Aber der Alte fuhr fort: „Ich rede nur, was die Leute reden.“ „Davon habe ich nie gehört“, sagte Gesine. Der Alte wiegte den Kopf. „Ja, das ist an dem. Hier im Dorf und weithin im Lande behaupten die Leute, daß Dhm Steffen schon in jungen Jahren die Kriegskasse, welche die Dänen bei ihrem Abzug vergraben haben sollen, gefunden habe. Er habe sie mit einem andern Schäfer zusammen geborgen und geteilt. Nun ist ja der Alte aber über die Maßen geizig, so hat er sich denn auch von diesem Schatz nicht trennen können. Obschon daß er damals, wo doch das Geld rar war, sich einen eigenen Hof hätte kaufen können. Im Gegenteil, er hat das Mädchen, mit dem er ging, laufen lassen und hat angefangen, weiterhin zu sparen und zu schrapen. Alles Geld, das er mit seiner Kunst einnimmt, soll er sich in Silbertaler umwechseln und zu dem übrigen legen. Es gibt Leute, die behaupten, daß Steffen Dhm jederzeit den größten Hof im Fürstentum kaufen und bar auf den Tisch bezahlen könne.“ Gesine schüttelte den Kopf: „Das ist Torheit.“ Und wäre ihr das Herz nicht so schwer gewesen wegen der Zukunft ihrer Kinder, so hätte sie hell aufgelacht. Steffen Dhm und reich! Welche Torheit! Der Schulze spürte, wie die Stimmung bei der Frau vom Boyehof ein wenig nach dem Lachen hin umschlug, und so

fügte er denn noch mit listigem Augenzwinkern hinzu: „Darum läßt er auch keinen in seine Stube und macht sein Bett, in dem die dicken Strümpfe mit den Silbertalern liegen, allein.“ Gesine lachte gequält. „Ja“, sagte die Schulzen-Mudder, „also, wenn der mit dem Reichtum nicht herausrückt, weiß ich keinen andern Weg. Da wirst du dich fügen müssen.“ So ging Gesine ohne Trost vom Hof, und als sie wenige Tage vor Pfingsten Bescheid bekam, sich in Schönberg auf der Amtsstube zu melden, da biß sie die Zähne zusammen; sie wußte, was ihr bevorstand.

Alle Versuche Gesines, herauszubekommen, wen man ihr zgedacht hatte, waren vergeblich gewesen. Im Schulzenhof verstand man es, dicht zu halten. So fuhr sie nach Schönberg mit unruhigem und sorgenvollem Herzen. Sie war viel zu stark Weib und viel zu jung, als daß sie über die Person ihres künftigen Eheherrn ganz hätte hinwegsehen können. Auch wenn sie sich einredete, daß es für sie darauf gar nicht mehr ankäme, daß es nur ein Opfer für die Kinder und den Hof sei. Sie spannte in der Gastwirthschaft des alten Hölldorf aus und wesperte. Da sah sie das Gefährt des Müllers. Sie erkannte die Pferde, und in dem Augenblick schoß ihr durch den Kopf, daß die Wesendorfs nicht zufällig hier sein konnten. Ihr Herz wurde ein wenig leichter. Wenn es schon einer sein mußte, dann dieser Knabenjunge Mann, der so sauber und klar in seinem Fühlen und Denken war, wenn auch sein Mannestum ein wenig überzart erschien. Als sie beim Drost vorgelassen wurde, empfing er sie allein. Er hatte auf seinem Tisch all die Schuldscheine und Rechnungen ihres Mannes sauber

zu Akten gebündelt liegen und hieß sie sich setzen. Dann legte er die Fingerspitzen zusammen und sah sie mit einem tiefen Blick an. „Sie ist eine vernünftige Frau und Sie ist eine tüchtige Wirtin, das habe ich gesehen, als ich bei Ihr war. Und darum will ich helfen, so gut ich helfen kann. Aber ohne dem Hof einen Bizewirt zu geben, zieht die Last der Sünden Ihres Mannes“ — und damit klopfte er auf das Aktenbündel — „den Hof und Ihre Kinder ins Unglück. Oder hat Sie selbst einen Menschen gefunden, der Sie aus den Klauen des roten Hinnerk erlöst?“ Als Gesine den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Also sieht Sie, was sein muß, muß sein. Nun will ich Ihr nicht zumuten, daß Sie heute und hier mir schon Ihren Zuschlag gibt. Wenn ich Ihr aber den roten Hinnerk vom Leibe halten soll, so muß der Hof einen Verwalter bekommen. Und daher wollte ich bestimmen, daß ein solcher von Amts wegen eingesetzt wird. Er kann in der Altenteilerwohnung wohnen und für das Trauerjahr dem Amt gegenüber die Sicherheit übernehmen, daß der Hof angemessen bewirtschaftet wird. Für diese Zeit muß sich der Güterschlichter mit den Abzahlungen zufrieden geben, die der Hof tragen kann, d. h. er bekommt gar keine, nach Fug und Recht. Das Amt wird nun aber für die Zinsen gutstehen und die entsprechende Summe an Schoß erlassen. Alles unter der Bedingung, daß wir uns über die Person des Verwalters einigen. Nimmt Sie meine Bedingungen an, so rettet Sie den Kindern Ihres Mannes das Erbe, denn das Zeug zum Wirtschaften hat Sie. Lehnt Sie ab, so kann ich Sie in diesem Jahr gegen des Hinnerk Forderungen nicht decken, und über Jahr und Tag kommt es zum Weinkauf. Hat Sie mich verstanden?“ Gesine nickte. Die klaren Ausführungen des Alten sagten ihr

nicht mehr, als sie sich in den letzten Tagen und Wochen selber gesagt hatte.

Und nun der Mann, den das Amt bestimmt hatte. „Ich denke, des Bruchmüllers Wesendorf Altester wird Ihr recht sein. Mich deucht, Sie kennt ihn? Und was ich von ihm höre, läßt mich hoffen, daß er das Werk schaffen wird. Oder hat Sie einen andern Wunsch?“ Gesine schüttelte den Kopf, ihre Augen standen voll Tränen. Der alte Drost nickte still vor sich hin. Seine Stimme, die trocken und nüchtern geklungen hatte, wurde um einen Ton wärmer. „Ich will gerne alles für Sie und Ihre Kinder tun, denn ich habe Ihren Schwiegervater gekannt. Gott hab ihn selig. Und heute ist es mir leid, daß ich ihm seine Forderung abgeschlagen habe, den jungen Bauern von den Soldaten zurückzufordern. Ob es etwas genügt hätte, das weiß ich nicht; mich deucht, er wäre doch den Weg gegangen, den er nun einmal hat gehen müssen.“ Eine Pause entstand. Gesine schluckte ihre Tränen nieder. Lügen-Iven war ans Fenster getreten und sah hinaus in seinen Garten, der unmittelbar an die Amtsstube stieß. Nach einer Weile wandte er sich um, nickte der Frau kurz zu, zog am Glockenstrang und befahl dem eintretenden Amtsdienner: „Des Müllers Wesendorf Erbe soll kommen!“

Als Wilhelm Wesendorf eintrat und mit ehrerbietigem Gruß vor dem Drost stand, mußte Gesine sich wundern. Aus dem schmalen, ein wenig schlacksigen Jungen war ein großer, breiter Mann geworden. Und doch war er fast der Alte geblieben. Sein Gesicht, obschon von Sonne und Wind gerötet, war doch wie Milch und Blut. Man konnte jeden Herzschlag bei ihm kommen und gehen sehen. Sein Haar war ganz flachshell, und seine Augen hatten einen

reinen, schüchternen, immer ein wenig verängstigten Blick. Aber seine Bewegungen waren ruhig, man spürte, er hatte, wenn nicht das Kommandieren, so doch das Anordnen gelernt, und seine Kleidung war so sauber und nett, wie sie früher schon immer gewesen war. Eine dunkle Röthe stieg ihm in die Stirn, als er Gesine begrüßte, und seine großen, breiten Hände zitterten ein ganz klein wenig. Lügen-Iven hatte schon vorher mit ihm verhandelt; daher sagte er nur ganz kurz: „Er weiß, worum es sich handelt; ist Er bereit und willens, die Stelle, die das Amt Ihm zudenkt, zu übernehmen und als ein rechtschaffener, ehrbarer und gehorsamer Untertan für den Hof zu sorgen, wie solches dem Wirt zukommt, auch die Witwe und Kinder also zu halten, wie es einem guten Hausvater und ehrbaren Christenmenschen gebührt? Ich habe mit der Bäuerin gesprochen, sie ist mit meinem Vorschlage einverstanden.“ Der junge Mann trat an den Tisch vor dem Drost, seine Augen suchten die Gesines, und dann sagte er nur mit ein wenig verschleierter Stimme: „So wahr mir Gott helfe, Herr Drost!“ Und zu Gesine gewandt: „Ich will alles für dich und deine Kinder tun, Gesine, was ich kann.“ Und dann wurde er dunkelrot, als sie ihm die Hand reichte und mit ihrer klaren hellen Stimme sagte: „Ich danke dir, Wilhelm. Was an mir liegt, soll geschehen, daß dich dein Zuschlag nicht gereut.“ Und dann biß sie sich auf die Lippen, als ob sie zuviel gesagt hätte. „Also gut“, entschied der Alte, „der Kontrakt soll sogleich ausgefertigt werden.“ Und zu dem jungen Mann gewandt: „Wenn der rote Hinnerk Ihm Sperenzen macht, so melde Er sich nur, ich werde Ihm die Kanaille vom Halse halten.“ Dann waren die beiden entlassen.

Drei Tage später bezog Wilhelm die Wohnung des alten Boye, woselbst ihn Steffen Dhm in Empfang nahm, so freundlich, als es ihm bei seinem steinernen Gesicht möglich war. Gesine, bei der immer wieder von Zeit zu Zeit ein verhaltener Troß aufsteigen wollte, merkte bald, daß sie eine gute Wahl getroffen hatte. Der Wirt — als solcher galt der vom Amt eingesetzte Verwalter bereits jetzt — hatte eine ruhige und sichere Art, die Wirtschaft anzupacken. Vielleicht ein wenig zu bedächtig faßte er seine Entschlüsse, aber Gesine merkte bald, daß er das Werk so angriff, weil er die Verantwortung, die ihm übermacht war, überaus ernst nahm. Auch waren die Verhältnisse auf dem Boyehof andere als auf der großen Mühlenhufe seines Vaters. So richtete er sich zunächst ganz danach, wie das Tagewerk von den Boyes betrieben wurde, und fing nur ganz vorsichtig an, dies und jenes, was er für verkehrt hielt oder was er sich besser zutraute, abzustellen oder zu ändern. Dabei nahm es ihm Gesine sehr gut, daß er in allem, was er tat, sie fragte, ihr auseinandersetzte, warum und wieso er dies oder jenes ändern wolle und, wo er bei ihr auf Widerstand stieß und sie nicht überzeugen konnte, von seinem Vorhaben abstand. In der Innenwirtschaft und beim Vieh ließ er ihr freie Hand und hatte selber seine Freude daran, wenn er den Stapel langsam aufbessern konnte. Er handelte mit den Viehhändlern zäh und bedächtig, als ob er jeden Pfennig zu verantworten habe. Er war morgens der erste und abends der letzte in der Wirtschaft. Die Kinder mochten ihn bald gern; er hatte eine sinnige Art, mit ihnen umzugehen, und insonderheit die kleine Christine war seine ganze Freude. Überhaupt merkte Gesine, daß sie beide ein treffliches Gespann abgaben. Er in seiner bedachtsamen, ruhigen

und freundlichen Art, sie in ihrem unermüdlichen Arbeits-
eifer, der alles vorwärts trieb und im Gange hielt. Und
beide mit dem Willen nach Klarheit und Sauberkeit, der
sie auszeichnete. Die Hausstelle hatte schon nach der Ernte
ein anderes Gesicht bekommen, und wenn Gesine abends
vor dem Schlafengehen einen Augenblick herüberkam und
auf der Bank unter dem Holunderstrauch saß, neben sich
den Mann, von dem sie spürte, daß er sie mit allen Fasern
seines Herzens lieb hatte, und der doch in seiner scheuen Art
ihr kaum einmal die Hand geben konnte, ohne zu erröthen,
und nie von dem sprach, was sein Herz hoffte und wünschte,
so wurde ihr oft seltsam zumute. Ganz dunkel begriff sie,
daß es eine Art von Hausglück gab, das von der tiefen,
leidenschaftlichen Glut, mit der sie Hinrich Boye geliebt
hatte, grundverschieden war und das doch ihr ganzes Sein
mehr und mehr wärmte und mit einer zarten Glut durch-
drang. An diese Art von Ehe hatte der alte Georg Heinsius
gedacht, wenn er seine Konfirmandinnen lehrte von dem
Segen, der einer christlichen Hausmutter versprochen war.

Dazwischen aber kamen Nächte, die waren ganz anders
geartet. Da war es ihr, als ob der, von dem Ohm Steffen
sagte, daß er in Haus und Hof mitdiente, ohne daß ihre
Augen ihn sähen, traurig und scheu abseits stünde, wo sie
in tödlichem Erschrecken spürte, daß Hinrich Boye ein Recht
auf sie habe, durch das, was sie an ihm getan hatte, durch
das, was sie miteinander gelebt hatten.

Dann mußte sie bitterlich weinen; ihr war zumute, als
ob sie hinausgehen müsse in die Dämmerung der herbst-
lichen Nacht und ihn trösten, der draußen stand. Vor ihre
Seele trat jener umschleierte Blick, mit dem der Mann, den
ihr heißes Mädchenherz gewählt, von sich und von seiner

Art sprach, ohne sich zu entschuldigen, seine dunklen Seiten sie sehen ließ, sein Anderssein, und wo doch zwischen ihnen beiden jene Lohe herüber und hinüber sprühte, an der ihre Herzen verbrannten. Dann ging sie still und ruhelos alle Wege, die sie mit Hinrich Boye in dem ersten heißen Sommer ihrer Ehe gegangen war. Und jeder Gedanke an den, der um sie warb, kam ihr wie Treulosigkeit vor. So wurde sie in diesem Jahr von hellen und dunklen Gewalten hin- und hergerissen, ohne daß sie einen Ausweg finden konnte.

Ihm Steffen aber und Trine-Tanten lebten noch einmal wieder auf. Die beiden Alten, die all das Schwere, was auf der Hufe geschehen war, mitgetragen hatten, sahen mit glücklichen Augen in eine sonnigere Zukunft. Sie sehnten den Tag herbei, wo aus dem Verwalter der Hausvater wurde und der Hof in Sorge und Obhut des Mannes kam, den sie achteten und anfangen, lieb zu gewinnen. Keiner von den beiden aber ahnte, daß selbst zwischen dem Wollen der Bäuerin und dem Werben des Mannes noch eine Kluft bestand, an die Gesine mit jedem Tage näher herangedrängt wurde und vor der sie eine stets wachsende Angst verspürte. Und das war die Tat, die sie an ihrem Manne getan. Konnte sie die in Schweigen begraben? Ihr kluger Frauenverstand flüsterte ihr zu: schweig und trag; wer weiß, ob er es tragen kann! Ihr Herz aber, das leidenschaftliche und heiße, sagte in seiner stillen Sprache: zwischen Mann und Weib darf es kein Geheimnis geben. Du mußt ihm sagen, daß du Hinrich Boye die Thür geöffnet hast, ehe er selber die Klinke fand. Du mußt zu deiner Tat stehen, komme, was da kommen mag!

Es war nicht an dem, daß Gesine Boye nicht gewillt gewesen wäre, für das einzustehen, was sie getan. Aber

sie spürte in der Tiefe ihres fraulichen Wissens um das Wesen ihres Werbers, daß er dieser letzten Klarheit nicht gewachsen war. Und was würde dann geschehen? Ein Zurück gab es nicht mehr. Also nur ein Vorwärts, und wohin mochte das führen?

Wiederum blühte im Vorgarten der Flieder, und die Nachtviolen dufteten im Schatten des Holunderbaumes. Die Abende waren lang und hell. Zwei Tage vor Himmelfahrt ging Gesine, als sie die Kinder zu Bett gebracht hatte, hinüber aufs Altenteil. Sie tat es, weil sie wußte, daß Wilhelm sonst gekommen wäre, und sie wollte ihn draußen sprechen, nicht in ihrem Hause. Ihm Steffen war über Land. Der Hof lag in tiefem Schweigen; über der Höhe nach Kirchdorf hin trat der Abendstern aus dem Lichte des westlichen Himmels. Wilhelm wollte am nächsten Morgen früh auf die Mühle, um sich mit seinem Bruder auseinanderzusetzen. Er mußte ja auch das Geld frei haben, wenn er nunmehr den Hof als Interimswirt antreten wollte.

Er kam aus seiner Stube und setzte sich neben Gesine. Es war ein etwas befangenes Schweigen. Dann begann er leise: „Wir haben nun ein Jahr miteinander gewirtschaftet, Gesche, und ich hoffe, es hat dich nicht gereut. Du kennst mich gut genug, um zu wissen, daß ich nicht anders werde, wenn du nun meine Frau wirst. Daß ich dich lieb habe und immer gehabt habe, das weißt du. Daß ich deinen Kindern ein guter Stiefvater sein werde, das brauche ich dir eigentlich nicht noch einmal zu versprechen, denn ich habe sie herzlich lieb gewonnen, das weißt du auch. Es ist nun an dir.“ Er machte eine Pause. Gesine hielt die Hände in den Schoß gefaltet und hatte den Kopf gesenkt. „Ja“,

sagte sie leise, „ich weiß das alles, aber . . .“ sie stockte. Der Mann deutete ihr Schweigen falsch. „Ich weiß wohl, wie lieb du Hinrich Boye gehabt hast und . . .“, er zögerte, „wie unglücklich du geworden bist! Weiß Gott, Gesche, ich habe dir alles Gute gegönnt damals.“ Gesine hob den Kopf. „Das weiß ich, Wilhelm. Überhaupt, glaube mir, ich weiß, wie gut du bist, aber ich weiß nicht, ob du mich kennst.“ Ihre Züge spannten sich: „Ich bin nicht gut, Wilhelm.“ Und plötzlich tat sie etwas, vor dem sie fast selber erschraf. Mochte nun werden, was da wollte. Dieser knabenscheue Mann, der so zart um sie warb, einmal wollte sie ihm danken als Weib. Sie legte die Arme in einer plötzlichen Bewegung um seinen Hals und zog ihn an sich und küßte ihn. Sie spürte, wie er ihr ganz schwer in die Arme sank. Dann schob sie ihn zurück. Es war fast, als ob sie ihn zurückstieße, und ihre Stimme war dunkel und gestrafft: „Hör mich an, Wilhelm Wesendorf, heut ist nicht wie einst. Ich bin nicht mehr das Mädchen, um das du als Jungferl gefreit hast. Aber, wie ich bin, wer ich bin, das mußt du wissen, denn zwischen Mann und Weib darf es kein Versteckspiel geben. Damit ist das Unglück meiner Ehe angefangen, und ich will kein Verschweigen in unsere Ehe hinübernehmen; wir könnten es beide nicht ertragen. Es ist wahr, ich habe Hinrich Boye so lieb gehabt, wie ich nie wieder einen Menschen lieb haben könnte. Und er hat mich so elend gemacht, wie wenig Frauen im Lande geworden sind. Das würde kein Hindernis sein, denn du bist ein anderer, und ich bin eine andere geworden, und wir könnten miteinander glücklich sein. Anders, als ich damals selig gewesen bin, in der ersten Zeit meiner Frauenjahre. Aber du mußt um das wissen, was ich an Hinrich Boye getan habe. Er ist

aus dem Leben gegangen, ich aber habe ihm die Türe aufgemacht, als ich sah, daß er das Erbe seiner Kinder zerstörte, wenn sein Wüsten zu lange dauerte. Ich bin eine Mörderin, aber ich sage dir, ich täte die That heute noch einmal. Gott sei mir gnädig. Aber ich täte sie noch einmal.“ Und dann erzählte sie in knappen, harten Worten, was sie getan. Als sie geendet, war ein langes Schweigen. Der Mann neben ihr saß steil aufrecht. Als ihr Blick ihn streifte, sah sie, daß in seinen Augen die helle Verstörtheit stand. Irgendwie in ihrem Herzen hatte sie gehofft, daß er zupacken würde und sie in seine Arme ziehen, dann wäre alles gut gewesen, dann wäre er über den Abgrund gesprungen, herüber zu ihr.

Aber er war ein Bedachtsamer. Wilhelm Wesendorf hat nie etwas getan, was er sich nicht reiflich überlegt hat, schoß es ihr durch den Kopf. Einen Augenblick stieg es ihr bitter auf, dann aber zwang sie ihr Empfinden und ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren. Kein Mensch kann aus seinem eigenen Wesen. Es trägt uns und es hält uns. Sie stand auf wie von einer Last befreit und gestraft in dem Bewußtsein, getan zu haben, was recht war. Sie reichte ihm die Hand: „Du fährst morgen, Wilhelm? Nun weißt du alles. Entscheide. Leb wohl.“ Sie ging mit ruhigen Schritten den Pfad hinunter in ihre Kammer.

Der kommende Tag war klar und hell und windig. Die Bäuerin tat ihr Werk auf dem Hof. Die Magd war fort, so hatte sie alle Hände voll zu tun. Es war ihr lieb, denn sie wollte nicht ins Grübeln kommen. Die drei Tage, bis Wilhelm wiederkommen würde, standen dunkel drohend vor ihr. Sie hatte damit gerechnet, daß er erschrocken sein

würde über ihre That. Er hätte zornig sein können und sie schelten, das hätte sie gerne ertragen. Aber dieses fassungslose Entsetzen, das aus seinem Gesicht gesprochen hatte, diese Verstörtheit ängsteten sie. Sie dachte nicht an sich, wenn ihr auch einmal durch den Kopf schoß, was denn eigentlich werden sollte, wenn des alten Iven kluger Handel nicht zu gutem Ende führte; aber ihre Gedanken gingen doch nur in Mitleid und Sorge um den Mann. Sie konnte sich nicht helfen: ein ganz klein wenig Geringschätzung wob sich mit hinein und eine dunkle Trauer. Wie schwer war es doch, einen Menschen zu verstehen, auch wenn man ihn lieb hatte, oder vielleicht gerade, wenn man ihn lieb hatte!

Und dann kam jener Nachmittag, den Gesine Boye nie in ihrem Leben vergessen hat. Dhm Steffen war im Dorf gewesen. Er kam mit Sonnenuntergang zurück, und Gesine erschrak, als sie ihn kommen sah. Sie hatte in der letzten Zeit der hilden Arbeit gar nicht darauf geachtet, wie kümmerlich er geworden war. Jetzt aber fiel ihr auf, wie schleppend sein Gang war. Ihre Brauen zogen sich zusammen. Der Alte konnte doch nicht betrunken sein? Und plötzlich erschrak sie. Als Dhm Steffen sie gewahr wurde, versuchte er, sich ihrem Blick zu entziehen. Er schlich mehr als er ging an den Fischteichen vorbei, immer so, daß er das Weidengebüsch zwischen sich und die Bäuerin brachte. Und jetzt sah sie auch, daß er wirklich schwankte, fast strauchelte und sich schwer auf seinen Stock stützte. Aber betrunken war er nicht. Er warf einen scheuen Blick zurück und tat dann hastig die letzten Schritte zum Backhaus hinan. An der Thür angekommen, mußte er sich aber plötzlich setzen. Er lehnte den Kopf ganz weit zurück und fuhr sich immer wieder mit zitternden Händen durch das graue Haar. Da sprang die

Bäuerin lähmendes Entsetzen an. Sie wußte jählings, mit völliger Klarheit, daß der Alte böse Kunde mit sich trug und sich nicht getraute, sie ihr zu bringen. Sie preßte die Lippen zusammen und ging mit raschen Schritten hinüber. Als der Alte sie kommen sah, wäre er gerne ins Haus geschlüpft, aber seine Knie hätten ihn nicht getragen. Er streckte ihr die Hände abwehrend entgegen und rief heiser: „Gesche, Gesche, das Unglück! Ich kann's dir nicht sagen!“ In dem Augenblick wußte Gesine Boye, wen das Unglück betroffen hatte. Die Hände sanken ihr am Leibe nieder, aber dann richtete sie sich steil auf. Ihr Blick zwang den Alten zum Bekennen. „Ich will alles wissen. Wilhelm Wesendorf, was ist mit ihm?“ Der Alte stöhnte: „Wilhelm Wesendorf ist verunglückt.“ Sie taumelte einen Schritt zurück, raffte sich zusammen und fragte mit erstickter Stimme: „Tot?“ Der Alte nickte: „Ja, tot!“

Um Gesine wurde es dunkel; aber sie kam nicht von den Füßen. Es wurde wieder hell. Sie sah den Alten, der saß auf der Bank mit dem jammervollen Blick eines geprügelten Hundes. Sie schob alles weit von sich weg, nur Klarheit wollte sie haben, und darum kreuzte sie die Hände über der Brust, bannte ihn mit ihrem Blick, vor dem er sich gerne verkrochen hätte, und sagte mit tonloser Stimme: „Ich will alles wissen.“ Ein langes Schweigen folgte. Gesine setzte sich neben den Alten, sie legte ihm die Hand auf den Arm und sagte: „Ja, das hilft nun alles nicht. Erzähle nur.“

Nach einer Weile hatte der alte Schäfer sich soweit gefaßt, daß er berichten konnte. Er war im Dorfe gewesen, da war der Kleinknecht von der Mühle gekommen und hatte erzählt. Der Sohn des Müllers war am Abend zuvor in der

Mühle erschienen, der Müller hatte ihn gefragt, ob er nun mit der Bäuerin einig geworden sei und wann die Hochzeit sein solle. Der Junge hatte gelächelt: O ja. Er sei sich mit der Bäuerin einig geworden, es sei nun alles so weit und die Hochzeit solle bald sein, sehr bald. Dabei hatte er gelacht. Das hatte dem Alten ein wenig seltsam gedünkt. Er hatte es aber falsch gedeutet und sich gefreut, daß sein schüchternster Altester es bei der Bäuerin erreicht habe. Denn er hatte immer noch Sorge gehabt, ob die Gesche seinen Jungen nähme. So hatte er ihm auf die Schulter geschlagen und schmunzelnd gemeint: „So erlebe ich, will's Gott, doch noch an dir, daß ich Enkel wiegen kann! Nun, wegen des Geldes brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Es liegt alles bereit, ohne daß wir deinem Bruder die Stiefel ausziehen brauchen.“ Wilhelm hatte nur genickt und hatte wieder gelächelt, aber der Müller meinte, es sei ein schnurziges Lächeln gewesen, so ganz weit weg. Aber der Junge war wohl sehr verliebt. Als er ihm gute Nacht gewünscht hatte, war Wilhelm noch nicht gleich in seine Kammer gegangen, sondern in den Garten, dort hatte ihn sein Bruder ziemlich spät noch hin und hergehen sehen. Dabei hatte er sich immer über die Stirne gestrichen, und es war dem Bruder so vorgekommen, als ob er mit sich selber geredet habe. Er habe aber nur geglaubt, daß der Wilhelm wieder die Kopfschmerzen habe, an denen er seit jungen Jahren litt, wenn es schwüles Wetter war oder wenn im Frühjahr die ganz hellen windigen Tage kamen. So sei auch er zu Bett gegangen, und dann müsse Wilhelm, als er über das schmale Brett über den Mühlengraben ging, schwindelig geworden sein, denn am nächsten Morgen, als er immer und immer noch nicht aus seiner Kammer gekommen, sei

sein Bruder hineingegangen. Da sei sein Bett unberührt gewesen, und als man ihn nun gesucht habe, da habe er im Mühlgraben gelegen.

Der Alte schwieg. Er stöhnte. Es klang fast wie ein Wimmern, und dann sah er zur Frau auf: „Gesche, Gesche, was soll nun aus uns werden?“ Da lachte Gesine Boye ein helles und hartes Lachen: „Ja, Dhm Steffen, so fragst du! Aber ich sage dir, Wilhelm Wesendorf ist nicht schwindelig geworden, wenigstens nicht vor dem Mühlbach; der Schwindel hat ihn gepackt vor der Frau, die er heiraten sollte! Ich habe ihm gestern gesagt, was ich an Hinrich Boye getan habe, da ist er vor Grauen vor mir davon gelaufen in den Mühlbach.“ Der Alte schrie auf: „Gesche, Gesche, hättest du nicht schweigen können?“ „Nein“, sagte Gesche hart, „aber du wirst schweigen und ich werde schweigen! Wir beide wissen darum, und wir werden dies Wissen tragen. Die andern können es nicht! Dir mußte ich es sagen. Du wirst deine Last nicht mehr lange zu tragen haben. Ich“ — ihre Stimme erstarb in Flüstern — „ich muß wohl noch länger mit dieser Last gehen. Aber ich habe sture Schultern, Dhm Steffen.“

„Ich habe sture Schultern“, hatte Gesche gesagt. Es war gut, daß sie Lasten zu tragen gewohnt war; ihr blieb nichts erspart. Sie mußte am Sarge Wilhelm Wesendorfs stehen, denn in der Gemeinde galt sie als dessen Braut; sie mußte die Tröstungen des Pastors hinnehmen, sie, die willentlich oder unwillentlich wieder einem Manne die Tür ins Drüben geöffnet hatte. Sie mußte den Jammer der Eltern erleben und dazu die Versuche, sie, die Schwerstgetroffene, zu trösten. Sie ging durch diese Tage hochauf-

gerichtet, steil, in sich vermauert. Die Leute in der Gemeinde empfanden etwas wie Grauen vor der Frau, die wie versteinert all das durchmachte, durchlitt und kaum Tränen hatte. Und dann kam die tiefste Demütigung. Nach der Beerdigung nahm sie der alte Müller beiseite und sagte zu ihr: „Meine Tochter, ich weiß, in welcher Not du mit den Deinen bist, und wie das Unglück, das uns alle betroffen hat, dir vielleicht den letzten Weg verbaut. Für mich bist du meines armen Ältesten Braut, und mich dünkt nicht mehr als recht und billig, wenn ich dir helfe; das wäre im Sinne von Wilhelm. Du darfst mir nur sagen, wenn du das Geld brauchst.“ Da war ihr, als ob in ihrem Innern etwas zerbrechen sollte. Das konnte sie nicht. Auch nicht für ihre Kinder. Aber sie vermochte dem Vater nicht klar zu machen, weshalb sie die dargebotene Hand zurückstieß. Sie saß ihm gegenüber in dem alten Binsensstuhl, blaß wie ein Laken und biß sich auf die Lippen. Dann sagte sie tonlos: „Ich muß warten, wie das Amt über mich verfügt. Ich habe ja nun nichts mehr zu bestimmen.“ Und dann lehnte sie den Kopf zurück und ihre Tränen rannen unaufhaltsam, aber ohne daß sie schluchzte, wie wenn ein Steinbild weint. Dem Alten graute vor so viel Verzweiflung. Er versuchte sie zu trösten, aber seine Bibelsprüche, mit denen er nicht kargte, schepperten nur und hatten keinen Klang.

Die letzte Tiefe des Elends begann aber erst, als in der Gemeinde ein Gerücht aufsprang, daß Gesine Boye irgendwie an Wilhelms Tode schuld sei. Niemand wußte, woher es kam, es war eben auf einmal da. Es war, als ob der Instinkt der Herde sich von so viel Unheil abwenden mußte, als ob die Selbstgerechtigkeit der Masse, die kein Schicksal kennt und anerkennt, nach einem Sündenbock suche. Es

war gut, daß die Eltern aus ihres Sohnes Munde selber gehört hatten, Gesche und er seien einig und die Hochzeit solle bald gehalten werden; und daß der alte Wesendorf und auch die Frau, die irgendwie argwöhnisch war, im Interesse ihres Sohnes selber bemüht waren, die bösen glimmenden Funken auszutreten.

Auf dem Hofe ging das Leben seinen gewohnten Gang. Der Großknecht, den Wilhelm selber angenommen hatte, war ein älterer, verständiger Mensch und ging der Bäuerin zur Hand, so gut er konnte. Und Gesche biß die Zähne zusammen und legte sich abermals ins Geschirr wie damals, als Hinrich Boye ins Feld gegangen war. Tagtäglich erwartete die Bäuerin den Besuch des roten Hinnerk. Der kam nun freilich nicht. Er war klug geworden. Er hatte mit sicherem Instinkt erkannt, daß er seine guten Tage gehabt hatte. So hatte er alle Forderungen, die er besaß, verkauft und dafür einen Hof im Lauenburgischen übernommen. Und nun kamen die Forderungen einzeln und in fremden Händen, und wiederum begann das Zerren und Würgen, das Gesche kannte. Sie versuchte, die Gläubiger durch Abschlagszahlungen zu befriedigen, sie sparte und schrapte, aber sie sah, daß sie in ein Faß ohne Boden schöpfte. Und im Juni war sie so weit, daß sie von sich aus das Amt anrufen wollte. Da war es, als ob die Unsichtbaren, die nach Dhm Steffens Wort auf dem Hofe mitdienten, in das Gewebe der irdischen Dinge griffen und den rollenden Wagen vor seinem letzten Sturz abfingen.

Dhm Steffen war immer kümmerlicher und minder geworden. Mit Schrecken sah die Bäuerin, wie er verfiel. Seine Gänge über Land hörten auf, er saß stumm auf der Bank vor seiner Kiste in der Sonne und sah mit verlorenen

Blicken in die Ferne. Zur zweiten Vesper schleppte er sich noch hinüber zum Hof, die andern Mahlzeiten brachte ihm Gesche zumeist. Aber auch sie durfte nicht in seine Kammer. Überhaupt, es wollte sie oft bedünken, als habe sich sein Wesen gewandelt. Als sei er wieder mißtrauisch geworden oder habe ein schlechtes Gewissen. Irgendwie ging er ihr aus dem Wege. Und etwas ganz Ungewöhnliches entdeckte sie einmal, als sie noch spät am Abend über den Hof ging: in seiner Kammer brannte Licht. Das war sonst nie geschehen.

Zwei Tage nach Johannis kam er nicht zur Frühvesper und auch nicht zum Mittag. Gesche hatte den Tag alle Hände voll zu tun, denn sie hatten angefangen zu heuen, so hatte sie es gar nicht beachtet. Da kam am Nachmittag Trine-Lanten, über die all dies neue Unglück fast spurlos hinweggegangen war, nur daß sie, wenn es möglich war, noch stärker abmagerte, zur Bäuerin auf die Wiese: „Ich glaube, Gesche, Steffen Dhm ist etwas zugestoßen. Er ist den ganzen Tag nicht draußen gewesen, und als ich ihm eben Vesperbrot bringen wollte, war die Tür zugehakt, aber ich hörte ihn drinnen stöhnen.“ Gesche erschrak. Sie ließ die Harke fallen und lief mehr, als sie ging, nach dem Hofe. Sie wußte, ein Fenster seiner Kammer war nur angedrückt, sie stieß es auf und rief den Alten an. Der saß im Stuhl, steil aufrecht, stöhnte und atmete schwer und hatte die Augen halb geschlossen. Da tat sie, was sie sonst nie gewagt hätte, sie stieg auf die Bank und durch das Fenster zu ihm in die Kammer. Zunächst wurde ihr eine große Überraschung zuteil. Sie war auf eine wüste Unordnung und Unsauberkeit gefaßt gewesen und mußte nun sehen, daß das Stübchen so sauber und reinlich war wie das einer alten

Frau. Das kam ihr aber erst später zum Bewußtsein, denn zunächst wandte sie sich zu dem Alten. Der schlug die Augen auf, als die Bäuerin ihm über die Stirn strich, und sagte mit heiser krächzender Stimme: „Gut, daß du kommst, Gesche. Hilf mir ins Bett, mit mir ist es alle.“ Die Bäuerin öffnete die Thür und wollte Trine-Tanten rufen, aber der Alte wehrte ängstlich: „Nein, Gesche, laß. Wenn du mich nur stützst, geht es auch so. Ich habe es auf der Brust. Der Atem ist auf einmal weg. Und dann dauert es eine Zeitlang, bis ich wieder jappen kann.“ Gesche tat, was der Alte wünschte, und es gelang ihr, ihn glücklich nach dem Bett hinüber zu leiten. Sie faßte nach seinem Puls und erschrak. Der war weg, scheinbar ganz weg, und dann fing er plötzlich an, ganz leise und angstvoll zu laufen. „O Dhm“, sagte sie, „soll ich nicht einen Arzt holen?“ Der Alte schüttelte stumm den Kopf und starrte düster vor sich hin. „Der kann mir auch nicht helfen. Ich will ohne ihn sterben. Aber es wird lange dauern und sehr mühsam sein. Ich weiß das von meiner Mutter. Gib mir aus der Flasche dort, der kleinen, grünen.“ Er deutete mit dem Kopf auf ein Wandregal. „Zehn Tropfen in ein Glas Wasser. Es nützt auch nicht viel, ich habe es schon in den letzten Wochen immer genommen. Sonst sagt man, drei Tropfen rot, zehn Tropfen tot. Aber ich brauche einen gehörigen Schubs, damit es hier drinnen wieder läuft.“ Und damit schlug er sich auf die Herzgrube. Gesche tat, was er gebot. Sie blieb bei ihm, legte kalte Tücher auf seine Brust und strich ihm die Stirn, wenn die Atemnot kam und er zu keuchen begann. Sie gab zum Fenster hinaus Trine-Tanten Anweisung, für die Abendvesper zu sorgen, denn sie merkte, daß sie den Kranken nicht mehr allein lassen konnte.

Es begann zu dämmern. Der Mond sah hell ins kleine Zimmer. Sie fragte, ob sie Licht machen solle. Aber der Alte schüttelte den Kopf. „Es geht auch so, nur mach das Fenster auf. Die Abendkühle tut mir gut.“ Er lag einen Augenblick ruhig. Dann sagte er plötzlich: „Wenn du mir eine Liebe tun willst, Gesche, so stell das Schüsselchen mit Milch hinter den großen Stein am Holunderstrauch. Du weißt schon, ich habe es mir allabendlich aus der Kammer geholt. Es geht jetzt besser mit mir. Du kannst ruhig gehen. Aber komm gleich wieder. Und sieh nicht danach hin; sie mögen nicht, wenn man ihnen zuschaut.“ Gesche tat, wie er ihr gebot. Jener erste Abend fiel ihr ein, wo Hinrich von dem Geheimnis des Alten gesprochen hatte. Und ihr wurde wunderbar zumut. Als sie wiederkam, rang der Alte schwer nach Atem. Er trank zwei Schluck von seinem Fingerringhutsaft und lehnte den Kopf weit zurück. Nach einer Weile flüsterte er: „Ja, Gesche, so geht es nun und es kann lange dauern. Wenn“ — er stockte — „wenn du mir nicht die Gaben abnimmst. Meine Mutter hat auch schwer ringen müssen. Und als ich ihr das Wissen abnahm, ist sie gleich eingeschlafen. Aber es ist nicht jedermanns Sache, das zu tragen, was wir Wissenden nun einmal tragen müssen.“ Gesche erschauerte. Sie sah, wie ein bitteres Lächeln sich um des Alten Mund legte, und dann flüsterte er: „Nun, man kommt auch so zu Ende.“ Da überwand ihr Mitleid das Grauen. Sie dachte auch wohl in der Tiefe ihres Elends: nun kommt es auf eine Last mehr oder weniger auch nicht an. „Ich will Euch die Kunst abnehmen“, sagte sie leise, „wenn Ihr meint, daß es Euch das Sterben leichter macht.“ Da wurden des Alten Augen ganz weit. „Das wolltest du wirklich tun, Gesche? Nun, es ist auch nichts Böses dabei.“

Von Gott kommt alles Wissen. Auch das unsere. Du mußt nur sorgen, daß du es vor deinem Ende an einen Mann weitergibst.“ Und dann kam plötzlich eine seltsame Lebendigkeit über ihn, sei es, weil er seine Erlösung spürte, sei es, weil die Nachtluft kühl und frisch durch das Fenster wehte. Er begann zu erzählen von all seinen Mitteln und Kuren, die er brauchte, von den Kräutern, wie und wann sie gesammelt werden müssen. Er lehrte sie die Sprüche und dann strich er ihr mit seiner großen behaarten Hand über ihre gefalteten Hände. „So gebe ich meine Kunst dir, Gesche Doye, nimm sie hin und trag sie.“ Dann lag er eine Zeitlang still. Plötzlich richtete er sich steil auf. Seine Stimme war seltsam klar, aber leise. „All das Silber, Gesche, das in meinem Bettstroh liegt, sollst du haben. Ich kann es doch nicht mitnehmen, und du kannst es brauchen. Ich weiß nicht, wieviel es ist. Aber ich glaube, es ist mehr, als ich selber gedacht habe. In der letzten Not hätte ich es dir gegeben, aber es ist schwer . . .“ Er sah an ihr vorbei und schien ganz weit weg zu sein: „Gesche, Gesche . . . der Satan sitzt in dem Gelde. Damals . . . als es anfing . . . du weißt die Leute reden von der dänischen Kriegskasse . . . es ist nicht wahr, Gesche, alles ist ganz anders. Sie sagen, ich hätte meine Braut laufen lassen, nein, sie hat mir den Laufpaß gegeben. Weil ich ein armer Stacks, ein Habes nichts war, und sie einen andern kriegen konnte, der etwas in die Suppe zu brocken hatte. Damals hatte ich den alten Mertens geheilt, den Hufschmied in Reschow. Er drang mir das Geld auf in seinem Glück, zehn Taler, zehn blanke silberne Taler. Und da fing es an. Erst war es nur die Freude, mit den blitzenden Dingen spielen zu können, und dann der Gedanke, viel davon zu haben, so viel, daß ich

den Teufel tanzen lassen konnte. Und keiner sollte es wissen, es war nur die Lust für mich selber, und dann konnte ich nicht davon los. Meine Braut war längst verfreit. Sie sah über mich hin, aber ich wollte mehr haben als sie und ihr Mann, keiner sollte es wissen, nur für mich selbst, das Gefühl: jetzt seid ihr die Stacks. Und dann kam die Bier, zu haben. Und obschon es gar keinen Sinn mehr hatte, ich hab es zusammengekrast, ich hätte es dir längst geben sollen, aber Erbsilber will nicht aus der Hand. Du bist gut, Gesche, aber hüt' dich, hüte dich, daß du es selbst nicht einmal gewahr wirst." Er richtete sich steil auf, als ob er lausche. „Ja, ja, ich komme schon!“ Dann fiel sein Kopf auf seine Brust, und er sackte in sich zusammen.

Gesine ließ den Körper aufs Bett sinken. Sie drückte ihm die Augen zu, verhängte den Spiegel und öffnete das Fenster. Dann ging sie hinüber auf den Hof und erzählte Trine's Tanten, wie der Alte zu Ende gekommen sei. Die erschrak: „Gesche, Gesche, wenn dich die Erbschaft nur nicht gereuen wird. Aber geschehen ist geschehen. Du mußt zusehen, wie es läuft und wie du damit fertig wirst.“ „Und das Silber?“ fragte Gesine. Trine's Tanten verzog ihr runzeliges Angesicht zu einem Lächeln. „Hast du von dem Gerede gehört? Von der dänischen Kriegskasse? Das ist Torheit. Was wird es sein? Ein paar Taler, die er durch sein Böten und Stillen sich zusammengespart hat. Gewiß, geizig war er. Wir werden das Geld gebrauchen können, das er im Strumpfschaft hat; aber sonst brauchst du dir keine Hoffnungen zu machen.“

Am nächsten Vormittag machten sich die beiden Frauen daran, den Alten zu waschen, und als sie ihn in den Sarg gelegt hatten, sagte die Alte: „So, nun wollen wir ein-

mal sehen, was Steffen Dhm dir vererbt.“ Sie rückte das Bettstroh beiseite und plötzlich mußte sie sich setzen, und die Hände sanken ihr in den Schoß: „Großer Gott, Gesche, sieh her!“ Da stand in dem Bettgestell des Alten Strumpf bei Strumpf. Sie waren nicht alle voller Taler, aber etwas anderes als Silbergeld hatte der Alte nicht gespart. Vom Acht-Schillingstück bis zum Taler, je nachdem, was die Leute hatten geben können, die seine Hilfe in Anspruch genommen hatten. Denn es war nicht etwa die sagenhafte Kriegskasse; es war der Ertrag einer fünfzigjährigen Tätigkeit als Arzt bei Mensch und Vieh. Die Bäuerin faltete die Hände. „Was ist das, Trine-Lanten, großer Gott, was ist das?“ Sie streifte das Kopfkissen aus dem Bezuge und schützte das Geld hinein. Dann ging sie hinüber, schloß sich ein, setzte sich an das Pult aus Birnbaumholz, sortierte und rechnete. Als sie fertig war, wandte sie sich nach der Alten um, die gebückt im Binsensstuhl saß und immer wieder den Kopf schüttelte, wenn die Bäuerin die Geldstücke zu kleinen Säulen zusammensetzte, aufschrieb und wegschloß, und sagte leise: „Ich glaube, Trine-Lanten, es reicht. Nein, ich weiß, mit diesem Gelde kommen wir hindurch. Der rote Hinnerk kann uns nichts mehr anhaben.“ Und dann schlug sie die Hände vors Gesicht und begann fassungslos zu schluchzen. Der Wechsel von tiefster Not zu diesem Gefühl des Geborgenseins war zu stark und zu plötzlich. „Dhm, Dhm“, schluchzte sie, „du hättest mir viel ersparen können. Aber auch so soll dir gedankt sein.“ Trine-Lanten richtete sich ein wenig mühsam aus dem Stuhl auf und trat zu der Bäuerin. Sie strich ihr ganz leise über das Haar: „So war es doch nicht umsonst, was wir beide getan haben!“ Und dann schurrte sie zur Thür. „Wohin gehst du?“ fragte Ge-

sine. „Ich will die Schüssel mit Milch nach drüben stellen, heute und alle Tage. Und wenn ich nicht mehr bin, mußt du es tun, Gesche.“ Die Bäuerin nickte still.

Zwei Wochen nach der Beerdigung des Alten ließ Gesine anspannen und fuhr nach Schönberg zum Drossen. Sie ließ sich bei ihm melden und ward vorgelassen. Lügenzwen saß ein wenig gebückt hinter seinem Schreibtisch und sah mürrisch über die Bäuerin hin. „Ja, ja“, sagte er halb verloren, „da müht man sich und überlegt und dann . . .“. Er brach ab. „Ja, was soll nun werden?“ Gesine richtete sich im Stuhl auf: „Herr Drost, ich kann den roten Hinnerk auszahlen und behalte noch Geld genug, um die Wirtschaft zu führen.“ Der Alte zog die Augenbrauen bis hoch in die Stirn. „Dhm Steffen ist gestorben. Er hat mir so viel hinterlassen, daß ich aus der ärgsten Not heraus bin. Ich bitte die Herzogliche Kammer, mir den Interimswirt zu ersparen. Ich getraue mir, den Hof allein wieder in Gang zu bringen. Als Vormund mag die Kammer den Schulzen einsetzen.“ Und nach einer Pause: „Ich bitte den Herrn Drost, es mit mir zu versuchen.“ Der Alte sah in die klaren Augen des jungen Weibes. Er legte die Fingerspitzen zusammen und rieb sich das Kinn. Im Innersten seines Herzens war er froh, den Handel auf diese Weise geschlichtet zu sehen. Sein faltiges Gesicht verzog sich zu einem leisen Grinsen. „Sieh, sieh“, sagte er, „wer hätte gedacht, daß der alte Schäfer so in der Wolle säße. Es ist gut, wir wollen es versuchen.“

Als Gesine durch den stillen Abend heimfuhr, war ihr heißes Herz still und kühl. Sie kam sich vor, als sei sie uralt, so alt wie TrinezTanten.

Von ihrem weiteren Leben ist nicht viel mehr zu erzählen. Es war Mühe und Arbeit, aber es lag Segen darauf. Geschenkt ist ihr nichts worden, sie hat alles bezahlen müssen. Auch was ihr der Alte vererbt. Es war knapp ein Jahr nach seinem Tode, da fiel der kleine Gottschalk in die Sense. Und das Blut rann und rann, und alle Binden nützten nichts. Aber kaum, daß Gesche ihre Hand auf die Wunde gelegt, da spürte sie, daß eine Kraft von ihr ausging, und das Blut stand. Der Großknecht und die Magd, die dabei waren, entsetzten sich fast. Sie waren es, die die Kunde von der Heilhand der Bäuerin unter die Leute brachten. Und ob die sich schon wehrte, viele kamen, die ihre Hilfe begehrten. Da meinte sie, sie dürfe sich des nicht weigern. Geld aber hat sie nie dafür genommen. Sie war der Mahnung des Alten eingedenk, und das um so mehr, als sie gewahr werden mußte, daß sie auch die andere Seite seiner Gaben mitbekommen hatte.

Als der alte Schulze zum Liegen kam, widerfuhr es ihr zum erstenmal, daß der Vorspuk sie anrührte. Sie trug auch das als ein Verhängnis, wie die vielen im Lande, in deren Blut das gleiche Erbe schläft. Sie sprach nie davon und blieb auch sonst ganz, wie sie gewesen war. Sie schaffte ihr Tagewerk, wie sie es gewohnt. Sie wirtschaftete die Hufe der Boyes aus dem Schuldensumpf heraus, sie erzog ihre beiden Söhne zu Hauswirten, auf die man in der Landschaft mit Achtung und Wohlgefallen sah. Als sie ins mannbare Alter kamen, haben sie nach der Mutter Willen gefreit. Ihre Tochter wohnt in Kirchdorf im Ausbau, und ihre Wirtschaft ist eine Musterwirtschaft. Das alte Verhängnis, das auf dem Hof der Boyes lag, schien gebrochen. Als die Bäuerin mit dem Schulzen zusammen den Span aus dem

Balken schnitt und ihrem Ältesten reichte, kam sie sich vor wie die Stammutter eines neuen Geschlechtes. Sie zog auf das Altenteil. Mochten jüngere Hände die Zügel der Wirtschaft und den Pflugsterz führen. Sie war nun doch ein wenig müde geworden. Sauber, zumeist weiß gekleidet, saß sie auf der Bank unter dem Holunderbusch und sah hinab auf die Hofstätte, die sie in Lun und Leiden erlöst hatte, wie auf etwas, das schon ganz fern lag. Sie pflegte in Kirchdorf die beiden Gräber von Hinrich Boye und Wilhelm Wesendorf. Neben dem Mann ihrer Jugend würde sie selber einst zu liegen kommen. Aber gleich neben ihr, nur durch einen Steig getrennt, ist das Erbbegräbnis der Wesendorfs, und Wilhelm liegt hart am Rande, dicht bei der Frau, die er bis in den Tod geliebt.

Von Gerhard Ringeling erschien früher

Seefahrend Volk

Vier Erzählungen vom alten Fischland

Pappband 1.80 RM

So sollten Erzählungen, die deutschen Landschaften gelten, geschrieben werden. Das Fischland ist eine Landzunge in der Nordostecke Mecklenburgs; einiges von dem, das von seinen alten Bewohnern zu berichten ist, hat Ringeling hier aufgeschrieben. Seine Erzählweise ist karg, natürlich und eindringlich: sie geht auf seelische Gestaltung und erhebt die Geschichten vom Stofflich-Wichtigen zum Dichterisch-Gültigen. Die Menschen in ihnen sind geformt durch Landschaft und Arbeit; wie ihr Leben, so ist ihr Wesen hart und rücksichtslos; sie sind verschlossen, sind stark im Guten wie im Bösen; sie haben alle ihr Schicksal und halten ihm mutig stand.— Das Buch ist ein würdiges Denkmal für dieses Land. Die Neue Literatur

WICHERN-VERLAG / BERLIN

HILDUR DIXELIUS

Die Sünderin

Roman

In Ganzleinen 3 RM

Hildur Dixelius die deutsch-schwedische Dichterin, zeichnet auch in diesem Buch die Menschen ihrer nordischen Heimat mit schöner Einfachheit, Eindringlichkeit und Wesentlichkeit. Es geht um religiöse Dinge, wie sie schwer und elementar im engen Kreis der dörflichen Gemeinschaft erlebt werden. Das Mädchen Hildesgard, die Sünderin, kämpft gegen schlimmen Einfluß und schlimmeres Erbgut auf einem langen Leidensweg durch Schuld, Strafe und Verachtung um Reinheit und Reife. In den wenigen Menschen, die diesen Weg säumen, beantwortet die Menschheit nach dem verschiedenen Grad ihrer seelischen Entwicklung die uralte Frage von Schuld und Sühne. Die Neue Literatur

WICHERN-VERLAG / BERLIN

Wetter hatte der Bauer nie vertragen. Er versackte ganz in sich, wurde verschlossen und gegen Fremde. Am Abend vorm Aufbruch saßen Gesche und er einander in der Stube. Der Himmel hatte sich es war plötzlich kühl geworden, so kühl, daß Gesche eingeheizt hatte. Da hatte Gesche zum erstenmal eine Mitteilung bekommen, daß die Traumwelt ihrer Mutter war als ein Märchen. Nach einem langen Hin- und Hergehen sprach Hinrich ihr plötzlich die Hand aufs Knie und stotternd: „Sieh, Gesche, ist diese Zeit nicht anders, von der der Stelzfuß erzählte?“ Gesche dachte nach, ehe sie begriff, wohin er sie führte. „Ja“, fuhr Hinrich fort, „nur in einem ist sie anders. Wenn wir so über die Welt so ist es mit uns Bauersleuten.“ „Ja, gottlob“, sagte Gesche, „wir wieder Frieden haben und unser Leben können.“ „Ja“, fuhr Hinrich fort, „gewiß, was kommt bei all unserem Werteln weit heraus? Nur das tägliche Brot!“ Gesche schauete dann groß an. „Da haben es die Bauern großen Wassers besser; sie wurden freie Herren im Kampf. Jetzt gehören ihnen die großen Wälder, Land für ihre Kinder, sie regieren über Wald, Land für ihre Arbeit, und niemand hat ihnen drein zu reden, kein Mann. Da lohnt sich noch Arbeit, und hat einen Sinn.“ Gesche erschrak in tiefem Schrecken. „Hörst du, lieber Gott, Mann, mir würde grauen vor den Wäldern, in denen Wölfe und Bären lauern auf unglückliche, saunen Heidenvölker. Ich glaube gar, daß sie die armen Menschen.“ „Arme Menschen? Ja, aber Sie sind Herren, und wo sie es nicht